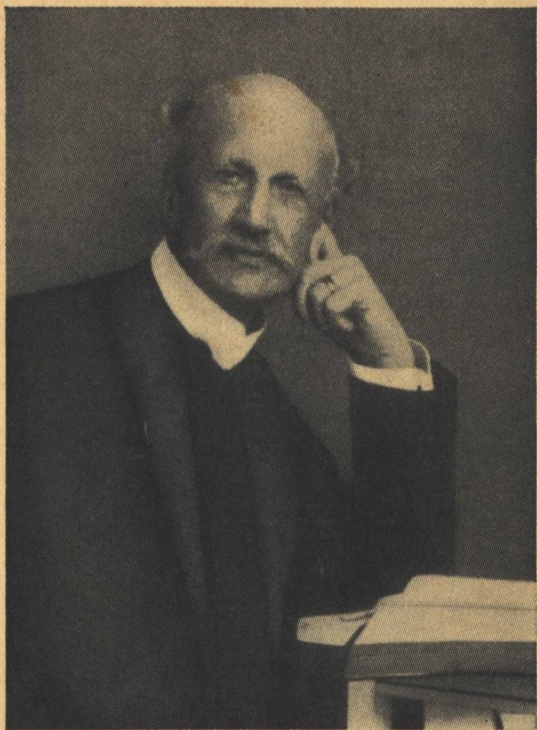


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



M. M. Korff

Am Zarenhof



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Graf M. M. Korff

(1842—1933)

Graf Korff, ehemals Zeremonienmeister und Hofmarschall am Zarenhof, ist ein Kind jener geistlichen Erweckungsbewegung, die 1874 von Petersburg ihren Ausgang nahm. Er kam durch den englischen Lord Radstok zum lebendigen Glauben und entfaltete dann, zusammen mit andern Mitgliedern aus dem hohen russischen Adel, eine rege evangelistische Tätigkeit. Kein Wunder, daß er bald in Gegensatz zur russischen orthodoxen Kirche geriet und ihn schließlich die Verbannung und Ausweisung aus seiner Heimat traf. Er führte fortan ein Glaubensleben und hat noch jahrzehntelang mit der Liebe und Fröhlichkeit eines seines ewigen Heils gewissen Christen besonders in der Schweiz das Evangelium weiterverkündigt, bis er im hohen Alter von 91 Jahren in die obere Heimat abgerufen wurde.

Das schlichte Selbstzeugnis dieses gesegneten Gottesmannes enthält ein wichtiges Stück Kirchengeschichte und offenbart uns das Geheimnis eines fruchtbaren Dienstes, das in der kompromißlosen Hingabe an den Herrn Christus liegt.

Band 108/109 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Am Zarenhof

Von

Graf M. M. Korff

Mit einem Nachwort von Maria Kroeker

4. Auflage

12. — 16. Tausend



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
Jugend	7
Eine bedeutsame Begegnung	10
Der Anfang einer Erweckung	13
Gesegneter Dienst	29
Besuch bei den Stundisten	38
Beginn der Verfolgungen	47
Schriftenmission	50
Wahre Einheit	55
Ausweisung	64
Anhang	67
Nachwort	78

Vorwort

Wehe mir, wenn ich das Evangelium
nicht predigte! 1. Kor. 9, 16

Hierdurch möchte ich den Wunsch einiger Kinder Gottes erfüllen und meine Erinnerungen aus der Zeit der geistlichen Erweckungsbewegung in Petersburg im Jahre 1874 — deren Folgen wir heute noch sehen — aufzeichnen. Die Brüder, von denen ich hier erzähle, sind fast alle heimgegangen; persönlich kenne ich keinen mehr. Von den Schwestern im Herrn leben noch viele.

Da ich gerade meinen 85. Geburtstag gefeiert habe, darf ich mein Zeugnis nicht aufschieben. Ich habe niemals ein Tagebuch geführt; deshalb bitte ich den Herrn, mich jetzt an die Tatsachen zu erinnern, die die Kraft und die Liebe Christi in unserer Ohnmacht und Kraftlosigkeit wirkten.

Durch die Gnade des Herrn durfte auch ich in jenem Jahre 1874 wiedergeboren werden und ein Zeuge dieser unvergeßlichen Erweckungsbewegung sein. Dieses wichtigste Ereignis meines Lebens zwingt mich, meine Aufzeichnungen mit meinen eigenen Erlebnissen zu beginnen. Es wird mir nicht leicht; aber beim Anbruch der großen Trübsal ist es das Bedürfnis meines Herzens, von dem zu zeugen, der in mir das Wunder der Wunder schuf, als er meine Sünden auf sich nahm. Gott führte und leitete mich und öffnete mir die Herzensaugen für die ganze Fülle, die wir in Christus

haben (Kol. 2, 9); aber er lehrte mich auch, daß ich „Ton in den Händen eines Töpfers sei“ (Jer. 18, 6).

Durch gläubige Engländer erhielt ich den ersten Anstoß zum Lesen des Wortes Gottes. Sie veranlaßten mich auch, das Evangelium in Rußland zu verbreiten, und schließlich wurde Granville Augustus William Lord Radstok, mein geistlicher Vater, das Werkzeug Gottes zu meiner endgültigen Hingabe an unsern Herrn Jesus Christus.

Oberhofen-Thun, 25. Juni 1922
Kanton Bern (Schweiz)

M. M. Korff

Jugend

Mein Vater war ein hoher Staatsbeamter unter den beiden Kaisern Nikolai I. (1825—1855) und Alexander II. (1855—1881) und beschloß seine Tätigkeit als Vorsitzender der gesetzgebenden Abteilung im Reichsrat. Beide Herrscher schätzten seine glänzenden Fähigkeiten und schenkten ihm ihr ganzes Vertrauen und ihre Liebe. Diese Stellung meines Vaters brachte mich schon als Kind in nahe Berührung mit dem kaiserlichen Hause. Erst fünf Jahre alt, wurde ich dem Zaren Nikolai I. vorgestellt. Es war an einem Abend im Jahre 1847 in Zarskoje Sselo. Im kaiserlichen Palais war ein engerer Kreis versammelt, zu dem auch mein Vater eingeladen wurde. Ich zitterte, als ich vor der hoheitsvollen, Ehrfurcht einflößenden Person des Kaisers stand. Er aber nahm mich freundlich auf seine Arme, trug mich zu seiner Gemahlin und stellte mich ihr vor.

Die Güte des Herrscherpaares, der Glanz und die großartige Umgebung machten einen unausslöschlichen Eindruck auf mich, und es wurde mein Herzenswunsch, an den kaiserlichen Hof zu kommen, und er erfüllte sich auch. Zwar wurde ich zu Hause erzogen, aber mit acht Jahren trug ich bereits die Uniform des Pagenkorps und machte den Offizieren auf der Straße die Ehrenbezeugung; mit achtzehn Jahren trat ich in den Staatsdienst ein, mit neunzehn wurde ich als Kammerjunker an den Hof berufen, später war ich Zeremonienmeister und zuletzt Hofmarschall.

So waren alle meine Wünsche in Erfüllung ge-

gangen, ich wurde mit allen Vorzügen und Reichtümern dieser Welt überschüttet — und doch, den Frieden, den nur der Wiedergeborene in Jesus Christus, unserm Erlöser, hat, kannte ich nicht. Meine unvergeßliche, tiefgläubige Mutter umgab mich, ihren einzigen Sohn, zwar von Geburt an mit ihren inbrünstigen Gebeten. Das blieb nicht ohne Einfluß. Schon als ganz junger Mann versuchte ich, sittlich zu leben. Ich liebte den Austausch mit Geistlichen und war ein Freund des Metropolitens, ich besuchte regelmäßig die kirchlichen Gottesdienste. Ich glaubte an die Tatsache, daß der Sohn Gottes auf Golgatha gekreuzigt worden war. Kein Priester aber sagte mir, daß meine Sünden durch das Blut Jesu gesühnt worden seien. Jedes Jahr ging ich einmal zur Beichte. Der Priester, dem ich meine Sünden bekannte, vergab sie mir, und ich nahm froh das Abendmahl ein. Da alles dieses durch die Kirche verordnet war, glaubte ich, daß mein Verhältnis zu Gott in Ordnung sei.

So verging Jahr um Jahr. Einerseits Gottesfurcht, Frömmigkeit, regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes, andererseits das Leben dieser Welt, jedoch in den Grenzen der Sittlichkeit, und außerdem die dienstliche Tätigkeit und an den Abenden die Gesellschaften in den Hofkreisen, Besuche von Konzerten und Veranstaltungen: das war mein Leben. In der Arbeit und Pflichterfüllung hatte ich das hohe Beispiel meines Vaters vor Augen, dessen ganzes Leben dem Dienste des Vaterlandes geweiht war. Er arbeitete unermüdlich, sogar in

den Nächten, und ich war bestrebt, seinem Vorbilde zu folgen.

Im Jahre 1865 starb der Kronprinz in St. Remo, und sein ältester Bruder Alexander — der spätere Alexander III. — wurde sein Nachfolger. Der Kaiser bestimmte meinen Vater dazu, den neuen Thronfolger für sein zukünftiges Amt vorzubereiten und ihn mit der Staatsverfassung vertraut zu machen. Er berief ihn an den Hof Zarskoje Sselo, wo die kaiserliche Familie wohnte. Mein Vater beschäftigte sich täglich mit dem Kronprinzen. Da meine Mutter aus Gesundheitsgründen im Ausland weilte, durfte ich mit meinem Vater am kaiserlichen Hofe leben. Uns wurde eine prachtvolle, große Wohnung im Palais angewiesen.

Wir verlebten zwei Sommermonate im Schlosse. Die kaiserliche Familie war in tiefer Trauer. Jeden Tag kam ein Adjutant mit einer Einladung zu meinem Vater, die Abende in der kaiserlichen Familie zu verbringen. Zu meiner Verwunderung war sie stets an Vater und Sohn gerichtet. Ich freute mich über die Einladung und fürchtete mich zu gleicher Zeit vor dem nahen Verkehr mit meinem Fürsten und Gebieter. Aber der Herr half mir; denn auch damals ging ich nicht ohne Gebet an den Hof. Ich erzähle den Lesern diese Erlebnisse, um zu zeigen, in welcher nahen Beziehung ich zur kaiserlichen Familie stand. Aber trotz all der Güte und des Wohlwollens meines Herrschers und seiner ganzen Familie hielt ich später, als ich mich zu Christus wandte, seine Schmach für den größeren Reichtum.

Eine bedeutsame Begegnung

Im Leben des Menschen hat alles seine Bedeutung, und es gibt nichts, keine Kleinigkeit, kein Ereignis, das nicht wichtige Folgen hat, wie Scharja 4, 10 sagt: „Denn wer ist, der diese geringen Tage verachte?“

Es war im Jahre 1867. Ich befand mich auf einer Reise in Paris und besichtigte dort die erste Weltausstellung. Plötzlich sah ich im Park ein kleines Ausstellungsgebäude, auf dem eine Fahne mit der Inschrift „Bibeln“ wehte. Ich kannte damals aus der Bibel nur die vier Evangelien. Von der Existenz der Britisch-Ausländischen Bibelgesellschaft hatte ich überhaupt keine Ahnung. Ich nahm an, es handle sich um irgendeine neue Erfindung. An allen Seiten des Ausstellungsgebäudes sah ich kleine Fenster mit den Namen der verschiedenen Länder, und an einem stand in französischer Sprache geschrieben: Rußland. Ich fragte einen Agenten: „Was hat es zu bedeuten, daß hier ‚Rußland‘ unter der Fahne ‚Bibeln‘ steht?“

Der junge Engländer erklärte mir sehr freundlich, daß die englische Bibelgesellschaft unentgeltlich Teile der Heiligen Schrift in den verschiedensten Sprachen verbreite, und fügte hinzu: „Aus diesem Fenster können Sie das Neue Testament in russischer Sprache erhalten.“ Dies war mir vollständig neu; denn das Alte Testament war noch nicht in die russische Sprache übersetzt worden, und in der Kirche hatte ich nur einiges aus dem Neuen Testament gehört.

Es entwickelte sich ein Gespräch, und der Eng-

länder drückte unverhohlen seine Freude darüber aus, über diese wichtige Frage mit einem jungen Russen sprechen zu können. Nur bloße Liebenswürdigkeit bewog mich dazu, diese Unterhaltung zu führen. Sie endete damit, daß der freundliche Herr mich nach meinem Namen und meiner Adresse in Petersburg fragte. Ich kannte die Hartnäckigkeit der Engländer und fürchtete, daß ich zur Propaganda dieses Wortes „Bibeln“ eingefangen würde und wehrte ab: „Die russische Zensur läßt keine durch die Britische Gesellschaft gesandten Bibeln über die Grenze.“ Die Aussicht, Teile der Bibel verbreiten zu müssen, verdarb mir die ganze Freude an der Ausstellung.

Als ich nach Petersburg zurückkehrte und die Postsachen öffnete, las ich als erstes die Meldung, daß aus England 3000 Exemplare des Johannes-Evangeliums an meine Adresse abgesandt worden seien. Ich war peinlich berührt und wußte wirklich nicht, wie ich die Sendung erhalten und an wen ich sie verteilen sollte. Mein Vater riet mir, ich sollte mich an den Heiligen Synod wenden und um Erlaubnis bitten, die Evangelien verteilen zu dürfen. Ich schickte das Bittgesuch ein und glaubte fest, eine Absage zu erhalten. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Sehr bald erhielt ich die Antwort. Der Heilige Synod gestattete die Einfuhr und gab mir das Recht, die Schriften zu verteilen. So wurde die Begegnung mit dem freundlichen Engländer auf der Pariser Ausstellung unter der Fahne „Bibeln“ für mich der erste Ruf zur Arbeit im Reiche Gottes.

Durch meine Stellung in der Petersburger Ge-

sellschaft war es mir möglich, die mir zugesandten Evangelien bald loszuwerden. Diese schnelle Verbreitung veranlaßte die Engländer, mir große Summen zum Ankauf von Teilen der Bibel zu senden. Ich sollte sie vom Heiligen Synod kaufen und nach eigenem Gutdünken verschicken; denn die Abgabe der 3000 Exemplare war nur ausnahmsweise gestattet worden. Ich hatte damals viele Bekannte unter den Gutsbesitzern, und das Wort Gottes wurde ohne jede Schwierigkeit angenommen. Diese Tätigkeit mit der Britischen Bibelgesellschaft dauerte viele Jahre.

Im Jahre 1870 wurde die erste Gewerbeausstellung in der Residenz Rußlands veranstaltet. Die Mitglieder der Britischen Bibelgesellschaft baten mich, die Erlaubnis zum Bau eines Ausstellungsgebäudes für Bibeln und zur Verteilung von Heiligen Schriften zu erwirken. Der Heilige Synod gab seine volle Zustimmung zu diesem guten Werke, wünschte aber, daß auf einer ausschließlich russischen Ausstellung Russen die Veranstaltung leiteten. Alle Mittel zum Bau eines Kioskes und zum Druck der nötigen Schriften wollte der Synod geben; ich aber sollte die Leitung übernehmen.

Einen solchen Ausgang des Vorschlages der Engländer hatte ich überhaupt nicht erwartet; aber ich übernahm nun mit Freuden die Leitung. Der Architekt, dem ich den Bau des Kioskes anvertraute, erfüllte seine Aufgabe aufs beste. Die Fassade wurde ganz in russischem Stil erbaut und lenkte die Aufmerksamkeit aller Besucher auf sich. Am Fenster der Ausgabestelle stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Das Licht Jesu erleuch-

tet alle.“ Auf den Einband der Evangelien hatten wir drucken lassen: „Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus selig“ (Apg. 16, 31).

Bei der Eröffnung der Ausstellung erschienen die kaiserliche Familie, alle Mitglieder des Hofes und die Staatsbeamten am Ausgabefenster und erhielten ein Evangelium. Wir verteilten damals 62 000 Evangelien auf Kosten des Heiligen Synods.

Ich halte es für meine Pflicht, alle diese Erlebnisse zu erzählen, um zu zeigen, wie wichtig für mein Leben das Zusammentreffen mit den Mitgliedern der Britischen Bibelgesellschaft war, und wie Gott die Reise Lord Radstoks nach Rußland und den Anbruch der Erweckungsbewegung bereits vier Jahre vorher vorbereitete.

Der Anfang einer Erweckung

Es war das bedeutungsvolle Jahr 1874. Ich war viel durch Einladungen, Bälle, Theater und andere Veranstaltungen in Anspruch genommen. Als guter Sänger wurde ich zu den Gesellschaftsabenden aller Freunde und Bekannten eingeladen. Zu dieser Zeit kam Lord Radstok nach Petersburg. Eine vornehme Dame, Frau von Tschertkoff, war in England dem später vielgenannten Lord Radstok begegnet und durch ihn in schwerem Leid tief getrübt worden. Sie fand in ihrem Heiland ungeahnten Trost über den Verlust zweier geliebter Kinder und reiste voller Bekennerfreude nach Petersburg zurück mit dem Wunsche im Herzen,

den Verwandten und Freunden auch zu diesem Glück zu verhelfen. Sie überredete Lord Radstok, nach Petersburg zu kommen.

In diesem Jahre waren die Beziehungen Rußlands zu England sehr gespannt. Man hatte dem Lord abgeraten, nach Petersburg zu kommen. Aber er hörte nicht auf diese Warnung, er schaute höher und wollte den Willen Gottes erfüllen.

Lord Radstok war kein begabter Redner, aber seine schlichten Worte kamen aus einem brennenden Herzen und drangen in Herz und Gewissen. In meinen Bekanntenkreisen fing man an, von dem neuen „Heiligen“ zu erzählen. Damen aus der Gesellschaft erzählten mir spöttisch, er habe viel nach mir gefragt und sich sehr für mich interessiert. Ich war schon zur Genüge mit dem Charakter der Engländer bekannt und dachte sehr richtig, daß auch der Lord von meiner Tätigkeit gehört hatte und jetzt meine Bekanntschaft zu machen wünschte.

Dann kam der Tag, an dem wir uns kennenlernten. Er stand vor mir — nicht nur ein englischer Lord, sondern ein Mensch, der in persönlicher Gemeinschaft mit Jesus stand und vollkommen von der göttlichen Inspiration der ganzen Bibel überzeugt war. Das machte einen tiefen Eindruck auf mich. Die einfache, kindliche Liebe zu Christus und dem Worte Gottes setzte alle in Erstaunen. Seine ganze Persönlichkeit war von einem echten und tiefen Glauben an seinen Erlöser durchdrungen. Er unterwarf sich dem Worte Gottes, wie ein kleines Kind sich dem Willen seiner Eltern unterwirft. Ich habe nie einen Christen angetrof-

fen, der sich mit einer so eifrigen Liebe bemühte, mich auf Grund des Evangeliums von der Tatsache zu überzeugen, daß Christus mich mit seinem Blut am Kreuz vom ewigen Verderben erkauft habe.

Eine der ersten Fragen, die der Lord an mich richtete, war: „Glauben Sie, daß Sie erlöst sind?“

Meine Antwort war verneinend.

„Hier auf dieser Erde kann niemand wissen, ob er errettet ist oder nicht, das werden wir erst erfahren, wenn wir im Himmel sind.“

„Für wen ist das Wort Gottes denn geschrieben“, fragte der Lord, „für die Bewohner des Himmels oder für die Menschen auf der Erde?“

„Natürlich für die Menschen, die auf der Erde leben“, antwortete ich.

Dann führte der Lord einen Text nach dem andern an und bewies, daß die an Christus Gläubigen die Gewißheit hätten, daß er unsere Sünden ans Kreuz getragen habe, und daß uns das ewige Leben nicht auf Grund unserer guten Werke, sondern nur durch das Opfer am Kreuz gegeben worden sei. Christus klopfte an meine Herzenstür und begehrte Einlaß.

Am 5. März 1874, es war an einem Abend nach einer Versammlung, blieben einige meiner Freunde bei mir. Es waren der Flügeladjutant des Kaisers, Baron M., der Leibarzt des Kaisers, Dr. K., Universitätsprofessor A. und Lord Radstok. An diesem Abend bat ich die Freunde, sie möchten für mich beten; denn ich wünschte aufrichtig, mich dem Herrn hinzugeben, konnte mich aber zu dem so wichtigen Schritt nicht entschließen.

In meinem Herzen tobte ein schwerer Kampf. Die ganze Macht Satans schien mich von der Hingabe meines Herzens an Gott abzuhalten. Der Feind flüsterte mir zu: „Du bist jetzt in einem aufgeregten Zustand; beruhige dich; du bereust es, wenn du jetzt zu Christus gehst. Deine Laufbahn ist vernichtet; du verlierst das Vertrauen und das Wohlwollen des Kaisers, der dich liebt; du betrübst deine alten Eltern, deren einziger Sohn du bist.“

Mit einem Wort, der Teufel flüsterte mir in diesem Augenblick so viel ein, daß ich nur den Weg ins Kloster oder das Leben eines Einsiedlers vor mir sah. Aber Gott erhörte das Gebet meiner Freunde. Es war mir plötzlich, als ob jemand fragte: „Wo ist die Wahrheit?“

Da wurde mir klar, daß sie nicht auf zwei verschiedenen Seiten sein kann. Im Worte Gottes konnte auch nicht ein Schatten von Unwahrheit sein. Christus ist die Wahrheit, und er sagt: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“

Christus rief auch mich und öffnete mir die Herzensaugen. Ich erkannte und erfaßte, daß er wirklich meine Sünden getragen hatte, und ich durfte die ewige Erlösung durch das Blut Jesu empfangen, und diese Erlösung war vollkommen, ein für allemal. Bei dieser Erkenntnis rief ich aus: „Ich komme zu dir, Christus, so wie ich bin!“

Wie ein schwerer Stein fiel eine Last von meinen Schultern, und sie wurde nie mehr auf mich gelegt. Der Geist Gottes gab meinem Geist Zeugnis, daß ich als Kind Gottes angenommen worden

sei. Wiedergeboren von oben, fing ich an, in der Erkenntnis meines Heilandes zu wachsen, mein ganzes Leben war fortan ihm geweiht, und ich bemühte mich, in allen Dingen meinem Heiland nachzufolgen. —

In demselben Jahre bekehrte sich auch der Oberst Wassilij Alexandrowitsch Paschkow und Graf Alexej Pawlowitsch Bobrinsky, der damalige Verkehrsminister.

Paschkow war einer der reichsten Gutsbesitzer in Rußland. Er gehörte einem Garde-Kavallerie-Regiment an. Sein Vater war ein richtiger Bojarin*. Sein Haus in Petersburg war großartig, hatte riesige Säle, in denen oft die auserlesenste Gesellschaft und die kaiserliche Familie zu rauschenden Festen versammelt waren.

Oberst Paschkow erhielt die beste Ausbildung, aber religiöse Fragen interessierten ihn nicht. Als er im Jahre 1874 von der Ankunft Lord Radstoks hörte, reiste er nach Moskau, um der Bekanntschaft mit ihm zu entfliehen. Seine Frau hatte den Lord bereits in England kennengelernt und war durch ihn zu Christus gekommen. Paschkow erlaubte seiner Frau das unschuldige Vergnügen, ihre Bekannten einzuladen, um den originellen Heiligen zu hören; nur ihn sollte man in Ruhe lassen.

Wie groß war sein Erstaunen, als er von seiner Reise zurückkehrend, sein Palais erleuchtet fand und erfuhr, daß der englische Lord eine Abendversammlung hielt. Aus Höflichkeit ging er hinein und wurde noch an demselben Abend von dem

* Bezeichnung für vornehme Standesperson.

Worte Gottes überwunden. Es war in demselben Jahre und in demselben Monat, als auch ich durch den Lord Jesus Christus erkannte. Obgleich Oberst Paschkow zehn Jahre älter war als ich, wurde er bald mein bester Freund. Wir bekannten einander gegenseitig unsere Sünden, machten einander auf unsere Fehler aufmerksam und gingen Hand in Hand in der Nachfolge Jesu. Nichts verbargen wir voreinander, und diese Freundschaft währte bis zum Tode des Obersten. Als er schon nicht mehr sprechen konnte, verabschiedete er sich mit einem kräftigen Händedruck von mir bis zum Wiedersehen dort oben, wo wir unsern Herrn Jesus sehen werden. —

Graf Bobrinsky gehörte einer der ältesten Adelsfamilien des russischen Reiches an. Er war der Besitzer eines großen Stammgutes in dem Tulaschen Gouvernement Bogorodezk, stand im besten Mannesalter, war von unabhängigem, furchtlosem Charakter, gebildet, mit großen Fähigkeiten ausgerüstet, ein geborener Staatsmann mit liberaler Einstellung — aber ungläubig. Er war ein Anhänger des Philosophen Hartmann.

Im Jahre 1864 war ein Aufstand in einem Dorfe im Süden Rußlands, hervorgerufen durch ungerechte und harte Regierungsmaßnahmen. Man hatte einen unschuldigen Stundisten, gegen den durch die eifersüchtige Geistlichkeit gehetzt worden war, ohne Verhör mit Ruten geschlagen. Das wurde die Veranlassung zur Empörung. Der Kaiser sandte zur Beruhigung der Aufständischen seinen Flügeladjutanten Graf Bobrinsky und gab

ihm unbegrenzte Vollmacht und das Recht, Gewalt anzuwenden.

Der Graf erschien in Begleitung von drei bewaffneten Regimentern und ließ das Dorf umzingeln. Da erschien ein Greis als Abgesandter und bat um eine Unterredung. Graf Bobrinsky empfing ihn und erkannte in ihm einen alten Feldwebel des Regiments, in dem er seine Militärzeit begonnen hatte, der ihm stets ein treuer Diener gewesen war. Mit tiefer Verbeugung sagte der Greis:

„Ich erlaube mir, Eure Erlaucht zu bitten, kein Blut zu vergießen. Geben Sie uns zwei Tage Bedenkzeit, damit die Leute sich besinnen können, und sie werden sich ohne Blutvergießen beruhigen.“

Der Graf versprach, zwei Tage zu warten. Aus Petersburg wurde telegraphiert, daß der Kaiser nicht zufrieden sei, weil er keine Machtmittel angewandt habe, aber der Graf hielt sein gegebenes Versprechen. Am dritten Tage erschienen Abgeordnete der Bauern und sprachen den Wunsch aus, Frieden zu schließen. Nur sollte der Kaiser die Rädelsführer begnadigen, und sie würden unter Eid versprechen, daß Ruhe in ihrem Dorfe eintreten würde.

Der Graf glaubte den Leuten, verzieh ihnen im Namen des Kaisers und versprach, daß niemand bestraft werden würde. Seine Mission war erfüllt, Ruhe und Frieden traten wieder ein. Als er aus dem Dorf abreiste, begleiteten ihn alle Aufständischen und sangen geistliche Lieder zum Abschied.

Im Jahre 1874, dem Jahre der Erweckung in Petersburg, wurde Graf Bobrinsky Verkehrsminister. Der Graf bemerkte eine große Veränderung

in dem Verhalten vieler seiner Freunde und Bekannten. Diese Umwandlung verwunderte ihn und erweckte seinen Unwillen. Er fing an, über sie zu lachen, nannte sie Fanatiker und versprach, ihnen schriftlich zu beweisen, daß die Bibel voller Widersprüche sei. An einem Abend traf der Graf Lord Radstok bei seinen Bekannten. Wie gewöhnlich war eine der ersten Fragen des Lords:

„Sind Sie erlöst, Graf?“

Die Antwort war höflich, aber ablehnend und durchaus unbestimmt. Nach einigen Tagen trafen sie wieder zusammen; diesmal benutzte der Lord die Gelegenheit, um sich näher mit dem Grafen auszusprechen. Dieser wollte den beharrlichen Engländer loswerden und sagte: „Man muß doch zugeben, daß in der Bibel viele Widersprüche vorhanden sind.“

Lord Radstok antwortete darauf:

„Ich möchte gern, daß Sie mir die Widersprüche nennen!“

„Ich kann sie Ihnen sagen“, antwortete der Graf, „aber nicht gleich; denn dazu brauche ich Zeit.“

Ogleich der Minister durch seine dienstliche Tätigkeit sehr in Anspruch genommen war, wollte er doch Wort halten, und so machte er die Arbeit des Nachts. Bis drei Uhr morgens saß er und suchte die Bibelstellen auf, die ihm als Widersprüche erschienen.

Zur verabredeten Stunde ging der Graf mit seiner Arbeit zu Lord Radstok, fest davon überzeugt, der Lord würde geschlagen sein. Bei dieser Begegnung geschah etwas Ungewöhnliches, Unbe-

greifliches, wie er selbst erzählte, und ich wiederhole seine eigenen Worte:

„Jeder Vers der Bibel, den ich angeführt hatte, um meine Meinung aufrechtzuerhalten, wurde zu einem Pfeil gegen mich, und in unserer Unterhaltung empfing ich einen tiefen Eindruck von der Kraft des Heiligen Geistes. Ich konnte mir nicht erklären, was mit mir vorgegangen war; aber ich wurde von oben wiedergeboren.“

Und wirklich, von diesem Tage an wurde der Graf ein neuer Mensch und ein eifriger Beschützer der Gläubigen. Was den Menschen unmöglich ist, das ist Gott möglich (Luk. 18, 27). Graf Bobrinsky vertrat fortan mit voller Überzeugung die göttliche Inspiration der Bibel und freute sich in der Gewißheit seiner Erlösung durch den Tod Jesu am Kreuz.

Im Jahre 1875 und 1876 war Graf Bobrinsky in Moskau, es war elf Jahre nach dem erwähnten Aufstand. Da erschienen zwei Jünglinge aus dem Dorf, in dem der Aufstand gewesen war. Der Graf empfing sie. Es waren die Söhne derer, die er begnadigt hatte, und sie waren von den Stundisten geschickt worden, um ihm zu danken und zu sagen, daß die Gemeinde seit seiner Abreise aus dem Ort vor zehn Jahren ständig für ihn gebetet hätte.

„Und wir sind gekommen, um zu fragen, ob Sie Christus als Ihren Erlöser erkannt haben?“

Der Graf war zu Tränen gerührt und sagte:

„Ich bin euer Bruder in Christus“ und umarmte sie.

„Also hat Gott wirklich unser Gebet erhört“, riefen sie voller Freude, „wir werden es allen denen mitteilen, die für Sie beten.“

Die Tätigkeit des Grafen erstreckte sich später mehr auf seine Güter, und er war dort ein treuer Zeuge Jesu unter seinen Untergebenen. In der letzten Zeit seines Lebens erkrankte er und ging in Nizza still zu seinem Herrn ein. —

Großes Aufsehen erregte die Bekehrung der jungen Fürstin Lieven, der Frau des Oberzeremonienmeisters des kaiserlichen Hofes. Sie war streng orthodox, und ihr Mann kümmerte sich wenig um religiöse Fragen. Als die Fürstin aber Christum fand, überwand ihr freudiger Mut auch ihren Gatten, und beide öffneten ihr Haus und ihre Säle der jungen Bewegung. Das war, wie sich später herausstellte, eine sichtbare Führung Gottes. —

Oberst Paschkow wurde ein Mann des Gebetes. Er hatte eine riesige Korrespondenz, machte Krankenbesuche, Gefangenenbesuche, hatte fast täglich Abendversammlungen, ging spät zur Ruhe und stand früh auf, und doch verbrachte er oft zwei Stunden im Gebet und im Lesen des Wortes Gottes. Er stellte seinen Willen unter den Willen Gottes, und ich sah in ihm die Verwirklichung des Wortes Gottes:

„Er muß wachsen; ich aber muß abnehmen.“

Ja, sein Ich trat immer mehr zurück, und Christus nahm immer mehr Besitz von seinem Leben und wirkte in ihm das Wollen und das Vollbringen zur Ehre Gottes. Er lernte von Jesus, sanftmütigen und demütigen Herzens zu sein (Matth. 11, 29).

Seine Gemeinschaft mit Christus war einfach und ungezwungen, und doch betrat er dieses Heiligtum in tiefer Ehrfurcht vor Gott (2. Kor. 7, 1).

Oberst Paschkow war der bescheidenste Mann, den ich je kennenlernte, und von seltener Selbstaufopferung. Trotzdem er im Jahre 1874 an der Spitze der geistlichen Bewegung stand, kam es ihm nie zum Bewußtsein, daß er der Führende sei; er hielt sich im Hintergrund, und die linke Hand wußte nicht, was die rechte tat (Matth. 6, 3). In ihm erschien die Liebe Christi, und ich sah in ihm die Verwirklichung dessen, was der Apostel von sich sagte: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal. 2, 19. 20).

Im Umgang mit den Menschen kannte er kein Ansehen der Person. Deshalb konnte der Herr auch viel durch ihn wirken. Die Hohen und Niedrigen dieser Welt achteten ihn, sogar Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew, der Oberprokurator des Heiligen Synods, schätzte ihn als Christ. Als er ihn einmal im Auslande traf, umarmte er ihn, hielt ihn aber für das orthodoxe Rußland für gefährlich.

Aus der Fülle der Erlebnisse, die der Oberst während seiner Tätigkeit hatte, möchte ich hier zwei wiedergeben:

Im Süden Rußlands bei Odessa lebte ein kleiner Kreis von Anarchisten, zu denen ein sehr kluger und fähiger junger Mann gehörte. Scheinbar teilte er nicht ganz die Anschauungen seiner Kameraden, und diese fürchteten Verrat. Deshalb lockten sie ihn an einen abgelegenen Ort und versetzten ihm einen Schlag über den Kopf, er verlor das Bewußtsein, und man begoß ihm Gesicht, Brust und Hände mit Vitriol. In diesem halbtoten Zustand fand ihn die Polizei. Da sie wußte, daß Gorinowitsch, so

hieß der Jüngling, dem anarchistischen Kreise angehörte, wurde er nach Petersburg in das Untersuchungsgefängnis gebracht. Dort wurden die Gerichtsverhandlungen gegen politische Gefangene geführt. Man brachte Gorinowitsch in das Gefngniskrankenhaus. Oberst Paschkow kam oft in dieses Haus, und man zeigte ihm den verunstalteten Jüngling. Augen, Mund, Lippen, Ohren und der ganze Kopf waren vom Vitriol ausgebrannt, und er trug eine Haube, die alles verdeckte. Er konnte nur schwer sprechen.

Paschkow brachte in seiner überwältigenden Liebe zu den Leidenden dem unglücklichen Mann die frohe Botschaft der Erlösung in Christus. Gorinowitsch erkannte seinen Herrn und wurde ein Werkzeug Gottes zur Errettung für viele. Es war erschütternd, ihn zu sehen. Sein ganzes Haupt war schwarz umhüllt; aber das hinderte ihn nicht, gleich nach seiner Bekehrung von Christus zu zeugen. Das Gericht sprach ihn völlig frei, und er konnte ungehindert das Evangelium verkündigen, als er ausgeheilt war.

Im Jahre 1870 lebte in Petersburg ein unverheirateter Bürger S. Er hatte verschiedene Lebensbeschreibungen von Einsiedlern und Heiligen gelesen und faßte den Entschluß, ihr Nachfolger zu werden. Er wollte heilig werden, damit die Leute ihn ehrten und seligpriesen. Aber er merkte in sich gar keinen Erfolg seiner Anstrengungen, er blieb ein Knecht der Sünde und seiner Lste. Da beschloß er, in ein Kloster einzutreten, um das Ziel zu erreichen. Er kasteite sich, versuchte seinen Körper abzutöten, schlief wenig, fastete viel und

besuchte alle Gottesdienste. In der Kirche lag er stundenlang auf den kalten Steinfliesen und las Gebete. Aber trotz aller Anstrengungen und Bemühungen blieb sein innerer Mensch unverändert. Er sah das Leben der Mönche, die oft selbstsüchtig, stolz, neidisch und listig waren, mit einem Wort, er sah in ihnen nicht den neuen Menschen. Da S. noch nicht als Mönch eingekleidet war, verließ er das Kloster und kehrte nach Petersburg zurück, ohne das Ziel erreicht zu haben. Er war kein Heiliger geworden.

Da er nicht genügend Geld besaß, um ohne Verdienst und Arbeit leben zu können, eröffnete er einen kleinen Zigarrenladen in der Vorstadt. Aber er verdiente nichts, und zuweilen hatte er kaum zu essen. An einem trüben Tage trat ein zwölfjähriger Knabe in den Laden ein, um Zigaretten zu kaufen. S. sah einen Hundertrubelschein in dessen Geldtasche. Plötzlich kam ihm die Versuchung, den Schein zu entwenden. Der Gedanke ließ ihn nicht los, und er verstand es, den Knaben an sich zu locken. Sie gingen zusammen spazieren und dann in seine elende Wohnung neben dem Laden, um Tee zu trinken. Der Knabe trat ein, S. schlug die Tür zu und warf sich auf das Kind, um ihm den Hundertrubelschein zu entreißen. Der Knabe begann zu schreien, S. geriet in Verwirrung, ergriff ein Messer vom Tisch und durchschnitt aus Furcht dem Knaben die Kehle.

In seiner Verzweiflung über die Tat zog S. den Revolver und schoß sich eine Kugel in die Brust. Bewußtlos fiel er zu Boden. Was für ein schreckliches Ende eines Menschen, der heilig werden

wollte! Und die Ursache dieses Endes? Es war der geistliche Hochmut: er wollte heilig werden, damit die Menschen ihn ehrten.

S. wurde in Untersuchungshaft gebracht, der Arzt entfernte die Kugel aus der Wunde und verband ihn; aber S. riß die Verbände ab und warf sie weg, die Medizin nahm er nicht ein und rief nur:

„Ich will nicht leben, ich will sterben!“

Niemand konnte ihn bezwingen. Paschkow besuchte dieses Gefängnis oft, und die Aufseher kannten seinen segensreichen Einfluß auf die Gefangenen. Sie schlugen dem Arzt vor, den Oberst holen zu lassen. Es wurde eine Nachricht an Paschkow gesandt, und er kam auch sofort. S. lag da wie ein Sterbender, und die Anwesenden glaubten, er sei nicht mehr fähig, zu verstehen, was Paschkow sagte. Der Oberst setzte sich an das Bett, und mit der ihm eigenen Liebe las er leise mit bewegter Stimme Lukas 15, 4—7. Ich führe hier nur den vierten und fünften Vers an:

„Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat und, so er deren eines verliert, der nicht lasse die neunundneunzig in der Wüste und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er's finde? Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden.“

Beim Lesen dieser Worte sagte Paschkow:

„Mein Freund, Jesus Christus ist unser Guter Hirte. Er sucht das verlorene Schaf. Er kam, um das Sterbende zu erlösen.“

„Was“, rief S. auffahrend, „Jesus kam, um das Verlorene zu retten? Ich bin ja ein Verlorener!“ —

„Ja, Jesus kam, um auch Sie zu erretten“, antwortete Paschkow.

„Aber meine Sünden, meine schrecklichen Sünden! Ich bin ja ein Mörder und ein Selbstmörder“, vermochte S. vor Tränen kaum hervorzubringen.

„Hören Sie“, fuhr Paschkow fort, „was das Wort Gottes Ihnen sagt: Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden (Jes. 1, 18). Und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde“ (1. Joh. 1, 7).

S. lauschte mit angestrengter Aufmerksamkeit. Es war, als hörte er die Frohe Botschaft wie eine Stimme aus dem Himmel. Das Gehörte ging über seinen Verstand, es war für ihn etwas Neues, Unerhörtes, dem er nicht zu glauben wagte. Plötzlich atmete er tief auf und konnte vor Bewegung kaum hervorbringen:

„O ich verfluchter Tor! Jetzt sehe ich erst, wohin mich mein Hochmut geführt hat, als ich dem Reiche Gottes mit meinen eigenen Anstrengungen dienen wollte. Zum erstenmal höre ich von diesem Menschen, daß Christus mich verfluchten Sünder zu sich ruft. Sagen Sie, ist es nicht eine Vermessenheit von mir, wenn ich an eine solche unbegrenzte, den menschlichen Verstand übersteigende Barmherzigkeit Gottes glaube, daß Christus mich, einen verfluchten Verbrecher, noch annimmt und mir die Erlösung schenkt?“

Paschkow antwortete:

„Christus sagt Ihnen: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“

„O mein Gott! In Wahrheit ist Christus gekommen, um die Verlorenen zu erretten. Ich Verlorener erdreiste mich jetzt, ein Begnadigter und durch Christus Erretteter zu sein. Das ist das Wunder aller Wunder.“

Todesstille herrschte unter den Anwesenden. Paschkow beugte seine Knie am Bett des Kranken, nahm dessen beide Hände in die seinen, betete vor dem Throne Gottes und dankte Jesus Christus, daß er den irrenden Sünder gefunden hatte. Als Paschkow sich von den Knien erhob, wandte S. sich mit Tränen an den Arzt:

„Sie können jetzt mit mir machen, was Sie wollen. Ich bin bereit, am Leben zu bleiben, wenn es Gottes Wille ist.“

Die Wunde heilte bald, und S. konnte vor Gericht erscheinen. Er bekannte offen das Verbrechen. Seine tiefe Reue und sein aufrichtiges Geständnis veranlaßten den Richter, das Todesurteil in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien umzuwandeln. S. freute sich über diese Entscheidung des Gerichtes; er freute sich, daß Gott ihn noch auf dieser Erde ließ, damit er ein lebendiges Zeugnis der Liebe Gottes, die er in Christus Jesus erkannt hatte, sein könne.

Als S. in Sibirien war, schickte Paschkow ihm Neue Testamente, die er unter den Verbannten verteilte. Er genoß das Vertrauen seiner Vorgesetzten und konnte frei von seinem Heiland zeugen, nicht nur mit Worten, sondern auch durch die Tat.

Oberst Paschkow war ein fähiges Werkzeug Gottes, die Menschen aus den Tiefen der Sünde

zu Christus zu führen. Sich selbst und sein ganzes Vermögen hatte er seinem Herrn gegeben. Das letzte Jahr seines Lebens verbrachte er in Paris, und eine innere Krankheit schwächte ihn sehr. Im Februar 1907 ging er still hinüber in die ewige Heimat.

Telegraphisch wurde ich von seinem nahen Ende benachrichtigt, und ich reiste nach Paris, fand ihn noch bei vollem Bewußtsein und konnte mit ihm und seiner Familie zusammen noch auf dieser Erde den Herrn anbeten.

Die Beerdigung fand in der Kirche St. Martin in Paris statt, und Pastor Monod, ein gesegnetes Werkzeug Gottes in Frankreich, hielt in Anwesenheit einer großen Zuhörerschaft aus allen Ständen und Ländern die Trauerrede. Der Sarg wurde aus der Kirche in die Gruft unter der Kirche gebracht, und hier durfte ich meinem unvergeßlichen Freunde noch das letzte Abschiedswort sagen.

Gesegneter Dienst

Die Freude über unsere Errettung in Christus Jesus, die wir früher nicht gekannt hatten, bewegte uns, diese frohe Botschaft auch anderen Menschen kundzutun, „das angezündete Licht nicht unter den Scheffel zu stellen“ (Matth. 5, 15). In jedem Hause, in dem der Besitzer gläubig geworden war, wurden Versammlungen abgehalten. Oberst Paschkow besaß ein schloßähnliches Haus mit großen Sälen, und er öffnete es sofort für die Verkündigung des Evangeliums. Anfangs kamen nur wenige, später

aber so viele Menschen, daß der Platz nicht ausreichte. Kurz vor unserer Ausweisung aus unserem Vaterlande hatten sich an einem Abend so viele Menschen versammelt — unter ihnen auch der Oberprokurator des Heiligen Synods K. P. Pobjedonoszew —, daß auch der Saal in der unteren Etage geöffnet werden mußte und ich dort das Evangelium verkündete. Der Hausdiener sagte mir später, daß mehr als 700 Menschen dagewesen seien. Man kann sich vorstellen, daß die Menschenmasse, die aus dem Hause kam, den Vorbeigehenden auffallen mußte; sie fragten, was geschehen sei. „Hier im Hause Paschkows werden Versammlungen gehalten“, erhielten sie zur Antwort, und man wußte sofort, daß es christliche waren. Aber die Zahl der Besucher fiel auf, und bald sprachen viele von den Paschkowschen Versammlungen.

Auch in dem prachtvollen und großen Hause der Fürstin Lieven wurden große, gesegnete Versammlungen abgehalten. Es war für Petersburg etwas ganz Ungewöhnliches, daß Laien ohne theologische Vorbildung von der Liebe Christi sprachen und Gottes Wort verkündigten, und daß so viele kamen, um es zu hören.

In den ersten Jahren der Erweckungsbewegung gab es keinen Widerstand, weder von seiten der Regierung noch von seiten der Geistlichkeit; alle, die Christus erkannten, durften frei und ungehindert durch Wort und Tat davon zeugen, daß Christus neues Leben schafft und das Tote auferweckt. Die ganze Bibel wurde zum lebendigen Worte Gottes. Vielen Gläubigen aus den höheren Krei-

sen wurde der Zutritt zu den Gefängnissen gestattet. Damals war General Treptow Stadtkommandant, und er erlaubte und unterstützte die Arbeit in den Gefängnissen. In dieser Zeit war ich Mitglied des Gefängniskomitees, und ich durfte frei und ungehindert den Gefangenen die frohe Botschaft des Heils verkündigen.

Hier will ich ein Beispiel erzählen, wie man in Christus zur wahren Gemeinschaft zwischen hoch und niedrig gelangen kann. Einmal besuchte ich die Fürstin Lieven, die überall eine Zeugin ihres Heilandes war. Wir gingen in den großen Saal. Vier Malachitsäulen stützten die Decke, und der ganze Raum war mit prunkvollen Möbeln ausgestattet. Ich bemerkte einen starken Stallgeruch, und unwillkürlich sagte ich:

„Wie merkwürdig ist es, daß es hier so stark nach dem Stalle riecht!“

„Das ist durchaus nicht merkwürdig“, antwortete die Fürstin, „hier war vor kurzem eine Gebetsversammlung, an der alle unsere Kutscher teilnahmen. Mein Haus gehört meinem Heiland, ich bin nur seine Hausverwalterin.“

O wenn doch alle Kinder Gottes sich so zu den irdischen Gütern stellten, die blinde Welt würde bald sehen und merken, daß die Gebetsgemeinschaft der Kinder Gottes auch die schlechten Gerüche überwindet, und daß diese sie nicht hindern, ihre Knie inmitten von Malachitsäulen zu beugen. Der Stallgeruch in dieser Umgebung sagte mir mehr als die glänzendste Predigt.

Nicht nur die Fürstin Lieven und Oberst Paschkow, sondern auch andere Kinder Gottes öffneten

ihre Häuser; ja jede Wohnung eines Gläubigen wurde zum Ort, da man sich zum Gebet und Bibellesen versammelte. Auch zu uns kamen die Menschen uneingeladen, obgleich unsere Wohnung nicht so groß war. Die Stühle aus dem Speisesaal und die Bänke aus der Küche reichten oft nicht aus für die Versammelten. Viele unerwartete Bekehrungen erlebten wir. Den Menschen war es völlig neu, von der Erlösung durch das Kreuzesopfer Jesu zu hören.

Mein Freund Paschkow besaß noch ein zweites Haus an der Wiborgschen Seite. Er ließ es zu einem billigen Speisehaus einrichten, und viele Studenten kehrten dort ein. Auch hier verkündigte er das Evangelium in Versammlungen und in Einzelgesprächen.

Damals gab es noch sehr viele Droschkenkutscher in Petersburg. Sie kamen oft vom Lande, um durch Vermieten der Kutschen ihr Brot zu verdienen. Sie hatten zusammen eine Wohnung mit einer gemeinsamen Küche und einem gemeinsamen Stall für ihre Pferde. Die Kutscher baten uns, sie zu besuchen und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Sie luden Nachbarn und Freunde ein, und als wir hinkamen, war es so voll in der Wohnung, daß Redner und Zuhörer stehen mußten. Die Versammlungen wiederholten sich, die Leute stellten Fragen und liebten es, dem Worte Gottes zu lauschen.

In dieser Zeit war ich Sekretär bei der Nichte des Zaren, der Vorsitzenden des Damen-Gefängniskomitees. Ich mußte oft zu den verschiedenen Gefängnissen der Stadt fahren, und ich benutzte

die Gelegenheit, um mich mit den Droschkenkutschern zu unterhalten. Im Winter war das leicht möglich; denn die Schlitten waren leicht und klein und fuhren auf dem weichen Schnee lautlos dahin.

Einmal hatte ich eine Begegnung, die für mich von großer Bedeutung wurde. Ich saß im Schlitten und begann ein Gespräch mit dem Kutscher.

„Glaubst du an den Herrn Jesus Christus?“ fragte ich ihn. Diese unerwartete Frage verblüffte ihn sichtlich. Er antwortete nicht gleich, sondern wandte sich um und schaute mir in die Augen. Er mußte sich wohl überzeugt haben, daß meine Frage ernst gemeint war; denn er sagte:

„Du *siehst* das Geschirr meiner Pferde, du *siehst* die Leine, du *siehst* die Zügel!“

„Ich fragte dich nicht danach“, entgegnete ich.

„Aber dies ist meine Antwort auf deine Frage“, antwortete der Kutscher. „Durch dieses Beispiel wollte ich dir sagen: so wie du deutlich das ganze Geschirr meiner Pferde siehst, so klar und selbstverständlich ist es mir, an Jesus Christus zu glauben.“

In dem weiteren Verlauf des Gesprächs schütete er mir sein Herz aus, und wir verstanden uns. Ich halte es für überflüssig, die Einzelheiten zu erzählen; aber ich erfuhr, daß durch ein Wunder Gottes ein Trinker zu einem neuen Menschen geworden war. Wir befreundeten uns sehr schnell, und er bat mich, die Kutscher in ihrer gemeinsamen Wohnung zu besuchen und ihnen Christus zu verkündigen. Ich tat es mit Freuden. Zur verabredeten Stunde kam ich hin, und alle waren be-

reits versammelt. Nur die Kutscher waren geladen worden, und so konnten wir alle sitzen.

Den Text meiner Ansprache weiß ich nicht mehr; aber mitten in der Rede zupfte mich mein Kutscher, der mich eingeladen hatte, am Rockzipfel. Ich verstand sofort, daß irgend etwas in meinen Worten ungenau oder unwahr sein mußte. Diese kräftigen Winke wiederholten sich noch zweimal, und sie verwirrten mich so, daß ich bald endigte. Ehe ich nach Hause fuhr, fragte ich:

„Was wolltest du mir mit den Zeichen sagen?“

Da antwortete er:

„Wenn du von der Erlösung sprichst, mußt du dich klarer ausdrücken; deine Rede war nicht klar genug.“

Diese offene brüderliche Kritik war für mich wie ein Wink Gottes. Ich nahm die Bemerkung des von Gott erleuchteten Droschkenkutschers als einen der wichtigsten Ratschläge an, und jedesmal, wenn ich heute noch von der teuren Erlösung spreche, kommt mir dieses eine Wort „klarer“ in Erinnerung. Der einfache Mann wurde mir zum Professor der praktischen Theologie und tat mir einen größeren Dienst, als die beste Kenntnis einer theologischen Dogmatik mir je hätte erweisen können.

Einmal sprach ich mit einem andern Droschkenkutscher über die Sonntagsheiligung.

„Meine Kameraden“, sagte er, „arbeiten an den Sonntagen und verdienen viel; aber mir ist es wichtiger, Gott zu gehorchen. Seitdem ich nicht mehr am Sonntag arbeite, leide ich keine Not, und Gott denkt sogar an mein Pferdchen. Ich besitze

nur ein Pferd, und da es nun einen Ruhetag hat, ist es viel gesünder und kräftiger geworden.“

Das war mein zweiter Professor in der praktischen Theologie.

Ich will noch ein Beispiel anführen. Im Sommer, wenn wir auf dem Lande wohnten, bewachte und verwaltete ein einfacher Soldat unser Haus. Ich gab ihm ein Neues Testament. Einmal, als ich in das Vorhaus kam, lag er dort auf den Knien und las in dem Buch.

„Nimm dir doch einen Stuhl!“ sagte ich, und er antwortete:

„Eure Erlaucht, es ist schön, das Wort Gottes auf den Knien zu lesen.“

Meine Antwort war kurz, ich konnte nur sagen: „Du hast recht!“

Was für eine tiefe Wahrheit sprach dieser einfache Soldat aus! Wenn wir uns immer so vor Gott beugen wollten! Wir würden dann wirklich auf den Knien Gottes Wort lesen. Möchten wir unsere geistlichen Knie vor dem Gotteswort beugen und es betend lesen, wie es mich mein dritter Professor der praktischen Theologie lehrte!

Noch ein anderer Fall kommt mir in Erinnerung. Es war in denselben Jahren der Erweckung, da man uns Radstoker nannte. General S., einer meiner ältesten Bekannten, der meine innere Stellung kannte, traf mich eines Tages und rief mich zur Seite. Er wollte mir erzählen, was er erlebt hatte. Es hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er glaubte, es würde mich interessieren.

„Als ich heute über den Newski-Prospekt ging“, erzählte er, „sah ich einen Bauern vor einer luther-

rischen Kirche knien und beten. Ich bedauerte den frommen Rechtgläubigen in dieser Stellung vor einer fremden Kirche. Mit großer Ehrerbietung ging ich zu ihm hin und flüsterte ihm ins Ohr: ‚Dies ist nicht unsere Kirche, vor der du kniest; du bist im Irrtum!‘ ‚Was sagen Sie?‘, antwortete er und blieb auf den Knien liegen, ‚Eure Exzellenz‘, — und er zeigte auf das Kreuz, das auf der Kirche glänzte — ‚das Kreuz ist doch dasselbe.‘ Ich muß Ihnen gestehen, Ihnen, der Sie sich für religiöse Fragen interessieren, die unerwartete Antwort des Bauern beschämte mich, und ich verließ leise, schweigend diesen einfachen, betenden Mann. Er hat mir mit seiner Antwort meinen geistlichen Gesichtskreis erweitert.“

„In der Antwort dieses einfachen, ungebildeten Mannes liegt eine große Tiefe“, erwiderte ich meinem alten General S. „Diese Worte erinnern mich an das Gebet meines Heilandes: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es offenbart den Unmündigen“ (Luk. 10, 21).

Der Herr öffnet die geistlichen Augen der einfachen Menschen, die da reines Herzens sind, und verbirgt es den Weisen dieser Welt. Welch wunderbare Theologie liegt in dieser Antwort des Bäuerleins! Unsere völlige Erlösung ist ja am Kreuz vollbracht. In ihm gibt es keine Trennung. In Christus haben wir, die wir glauben, die völlige Einheit. Leider sehen viele Christen Mücken und verschlucken Kamele. Wir vergeuden viel Zeit mit Kleinigkeiten, „aber eins ist not“, sagte Jesus zu

Martha, „Maria hat das gute Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden.“

Hier muß ich bemerken, daß wir, die wir durch den Lord zum Glauben gekommen waren, mit der Bibel gar nicht vertraut waren; besonders das Alte Testament war uns unbekannt. Als echte Russen kannten wir natürlich die Evangelien und aus dem Alten Testament die Psalmen. Darüber hinaus reichte unsere Kenntnis nicht. In der orthodoxen Kirche werden zwar auch die Briefe des Apostels Paulus vorgelesen, aber da dieses nicht durch den Priester oder Diakon, sondern durch einen sogenannten Kirchendiener geschieht, nahm man allgemein an, daß ihnen weiter keine Beachtung zu schenken sei.

In unserer ersten Liebe legten wir mutig unser Zeugnis von Christus ab, aber wir waren *Kinder* in der Erkenntnis des Wortes Gottes. Aus diesem Grunde lud Oberst Paschkow den in christlichen Kreisen bekannten Gottesmann Stockmayer ein. Er verlebte einige Wochen in der russischen Hauptstadt und unterhielt sich mit uns in den Sälen des Paschkowschen Hauses in französischer Sprache und predigte in den evangelischen Kirchen. In den Aussprachen mit Stockmayer lernten wir vieles. Besonders die Heiligung wurde uns groß. Auch Lord Radstok kam in den folgenden Jahren noch einmal nach Petersburg; aber eine so umfassende Erweckung wie bei seinem ersten Kommen erlebten wir nicht mehr.

Nach Stockmayers Besuch wurde auch der greise Georg Müller aus Bristol in England eingeladen. Es war wohl im Jahre 1880. Drei Wintermonate

verlebte er in Petersburg. Wir schätzten ihn sehr und wurden durch ihn reich gesegnet. Stockmayer und Georg Müller halfen uns Kindern Gottes, in der Erkenntnis unseres Heilandes und in der Heiligung und Hingabe an Gott zu wachsen. Georg Müller hielt jede Woche in unserem Hause Bibelstunden in deutscher Sprache. Diese Zusammenkünfte trugen einen privaten Charakter, und wir stellten viele Fragen. Ich vergesse nicht, wie er einmal am Schluß einer solchen Bibelstunde zu mir sagte:

„Ich bin erstaunt, was für kindliche Fragen mir gestellt werden.“

Diese Bemerkung verwunderte mich durchaus nicht. Viele von uns kannten die Bibel überhaupt nicht, und wir scheuten uns nicht, zu fragen, wenn wir etwas nicht verstanden; denn wir wollten gehorsame Kinder Gottes sein und nach der Heiligen Schrift leben.

Besuch bei den Stundisten

Im Sommer 1874, kurz nach dem Beginn der Erweckungsbewegung in Petersburg, reiste ich nach Kiew, um die evangelische Bewegung in diesem Gouvernement kennenzulernen. Hier muß ich ganz kurz etwas über die Entstehung des Stundismus sagen. Im Anfang der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts wurde das Neue Testament zum erstenmal aus der slawonischen Sprache in die russische Sprache übersetzt. Natürlich fing man an, es zu lesen.

In der deutschen Kolonie Rohrbach lebte damals ein lutherischer Pastor Bonekamp, ein gottesfürchtiger und beliebter und von den Russen geachteter Geistlicher. Der Pastor beherrschte die russische Sprache und verbreitete mit Eifer das Evangelium. Er hatte einen Arbeiter Rjaboschanko, der durch ihn zu Christus kam und ein eifriger Zeuge der frohen Botschaft der Vergebung der Sünden durch das teure Blut Christi wurde. Seine aufrichtige Liebe zu Christus rührte die Herzen vieler einfacher Leute, und die Dorfbewohner kamen zu ihm, um ihn zu hören, und wunderten sich, daß die Geistlichen ihnen diese frohe Botschaft nicht verkündigt hatten. Natürlich verminderte sich der Besuch der Kirche in den Orten, wo die Stundisten erschienen; die Menschen fingen an, sich selbst mit dem Worte Gottes vertraut zu machen und nicht die vorgeschriebenen Gebete, sondern ganz frei zu beten.

Als der Stundismus sich verbreitete, fing die Geistlichkeit an, ernste Maßregeln zu treffen, und stellte den Stundismus als eine für das Bestehen des Reiches und der Orthodoxen Kirche gefährliche Lehre hin. Auch in der Kirche wurden die Stundisten gebrandmarkt, indem der Geistliche sie beim Herumreichen des Kreuzes zum üblichen Kusse einfach überging. In den Dörfern besonders ist es üblich, daß nach der Liturgie alle Kirchenbesucher das Kreuz küssen. Natürlich zog es bei solchen Maßnahmen die Stundisten nicht in die Kirche.

Man schickte Geistliche zu den Stundisten, welche sich bemühten, alle Vorzüge der Orthodoxen Kirche

zu beweisen. Sie erinnerten daran, daß der Kaiser der Protektor der Kirche sei und es in ihr keine Irrtümer gäbe. Das Lesen des Wortes Gottes ohne Lehrer sei gefährlich, weil die Menschen dadurch in Irrtümer gerieten.

Rjaboschonko, der eifrige Stundist, wurde aus Rohrbach in seinen Geburtsort zurückgeschickt, aber auch dort verringerte sich sein Eifer nicht, sondern die Zahl der Gläubigen wuchs. Seine Verbannung diente nur zur Verbreitung des Wortes Gottes.

Auf meiner Reise nahm ich Aufenthalt in Moskau, um den Archimandriten Michael kennenzulernen, der damals die Geistliche Akademie leitete und ein ausgezeichnetes Neues Testament mit Erklärungen in ganz evangelischem Sinne herausgegeben hat. Er empfing mich sehr liebenswürdig und war froh, von einem Augenzeugen etwas über die Tätigkeit des englischen Lords zu erfahren. Ich war in der vollen Freude über meine Erlösung und legte im Eifer der ersten Liebe Zeugnis ab. Er hörte alle Einzelheiten meiner Bekehrung an. Darauf sagte er mir ein Wort, das ich nie wieder von einem Menschen gehört habe. Ich gebe es in Kürze wieder:

„Ich verstehe Sie vollkommen und teile Ihre Freude und freue mich mit Ihnen, daß Sie erkannten, daß Jesus Christus Sie loskaufte und Sie durch ihn gerettet worden sind. Aber Sie sind kein Orthodoxer mehr. Was tut's aber? Ich führe Ihnen ein Wort des Apostels Paulus an. Er sagt in Phil. 1, 18: ‚Was tut's aber? Daß nur Christus verkündigt werde auf allerlei Weise, es geschehe zum Vor-

wand oder in Wahrheit, so freue ich mich doch darinnen und will mich auch freuen.' Wenn der Apostel Paulus sich darüber freute, daß Christus gepredigt wurde, und nicht darauf sah, auf welche Weise es geschah, so darf und kann auch ich mich freuen, daß Sie Christus erkannt haben."

Der Leser wird verstehen, daß die Äußerung des rechtgläubigen Archimandriten einen unvergeßlichen Eindruck auf mich machte.

Als ich nach Kiew kam, besuchte ich den Gouverneur, den ich in Petersburg kennengelernt hatte. Ich sprach mit ihm über das Ziel meiner Reise.

„Ich bitte Sie sehr, nicht zu den Stundisten zu fahren. Bei Ihrer Stellung am Hof werden die einfachen Bauern annehmen, daß Ihr Besuch ein wohlwollender Schritt der Regierung sei, um ihnen die Glaubensfreiheit zu geben.“

Ich antwortete ganz bescheiden:

„Ich habe aber doch das Recht, in ganz Rußland umherzureisen?“

„Wenn Sie durchaus die Stundisten besuchen wollen, bitte ich Sie, unter einem andern Namen zu reisen. Ich werde Ihnen einen Brief an die örtlichen Behörden mitgeben, in dem ich erwähne, wer Sie sind, daß ich es aber für notwendig halte, daß Sie zwecks Studiums der Stundistenlehre einen anderen Namen tragen.“

Diesem Vorschlag hätte ich mich unterwerfen sollen. Aber ich war nicht ruhig; denn ich liebte die Wahrheit und war noch nie unter einem fremden Namen gereist. Darum besuchte ich den Metropolitan und fragte ihn, wie ich mich verhalten sollte.

Die Antwort des Metropoliten war kurz und klar:

„Ich sehe in der Erfüllung des Wunsches kein Hindernis“, sagte er. „Sie gehorchen der regierenden Macht, und Ihr Gewissen kann ganz ruhig sein. Reisen Sie zu den Stundisten! Sie können diesen Leuten helfen, und ich gebe Ihnen meinen Segen zu Ihrer Reise.“

Die Worte des Metropoliten beruhigten mich, und ich kehrte zum Gouverneur zurück und gab ihm meine Einwilligung zu seinem Vorschlag. Er war zufrieden und überreichte mir einen Geheimbrief an den Kreisvorsteher.

Als ich im Dorf Koselkowka ankam, ging ich sofort zum Kreisvorsteher. Er las den Geheimbrief, wandte sich liebenswürdig an mich und fragte:

„Mit welchem Namen wünschen Sie hier angemeldet zu werden? Ich habe auf heute abend die Bauern zu mir geladen, und es wird Sie interessieren, vieles über die Stundisten zu erfahren. Erlauben Sie mir, daß ich Sie zu diesem Abend einlade! Aber ich bitte Sie, Ihren neuen Namen nicht zu vergessen!“

Mein Gedächtnis war auch damals nicht sehr gut, und ich fürchtete, ich würde vergessen, daß ich nicht als Graf, sondern als Schriftsteller aus Petersburg auftreten sollte — diesen Vorschlag machte der Kreisvorsteher —; ich wählte daher den Namen meines Lieblingshundes „Bojan“, d. h. Minnesänger, den ich von der Nichte des Kaisers Alexander II., der Großfürstin Eugenie Maksimowitsch Oldenburg, erhalten hatte.

Am folgenden Tage brachte mich der Kreisvor-

steher in ein Dorf, in dem fast alle Bewohner Stundisten waren. Der Vorsteher ließ sie zusammenrufen. Voller Angst kamen die Bauern, nicht wissend, was der Zweck dieses polizeilichen Befehls sei. Ich sagte ihnen, daß ich gekommen sei, um ihre religiösen Grundsätze und Hoffnungen kennenzulernen und mich mit ihnen zu unterhalten. Sie waren mit meinem Vorschlag sehr zufrieden und antworteten furchtlos auf alle meine Fragen. Es freute mich, aus ihren Antworten zu hören, daß sie Gottes Wort gut kannten.

„Wir wollen das Wort Gottes nicht nur kennen, sondern auch danach leben“, sagte ein Bauer.

Ich reiste von Dorf zu Dorf, und der Kreisvorsteher gab mir den Rat, eine Stundistin zu besuchen, die etwa zwanzig Werst von hier entfernt wohnte. Wir fuhren hin und betraten eine saubere Hütte. Im Innern herrschte große Ordnung, aber an den Wänden fehlten die Heiligenbilder, und auf dem Tisch lag eine Bibel. Der Kreisvorsteher legte sich aufs Bett, schlief ruhig ein und gab mir dadurch Gelegenheit zu einem interessanten Gespräch mit der Stundistin. Die Frau war 35 Jahre alt und fürchtete sich überhaupt nicht vor dem Besuch des Kreisvorstehers. Sie erzählte, daß sie neun Monate um des Wortes Gottes willen im Gefängnis gewesen sei, und diese Zeit sei ihr zum großen Segen geworden.

„Erklären Sie mir diesen Segen!“ bat ich.

„Wir waren zehn Stundistenfrauen im Gefängnis“, antwortete sie. „Wir hatten uns in unseren Hütten zum Gebet und Bibellesen versammelt. Auf Wunsch der Geistlichen kam die Polizei und

setzte uns ins Gefängnis. Sie fragen, welchen Segen ich im Gefängnis empfangen habe? Wir wurden alle in eine Zelle eingeschlossen und konnten zusammen beten, und ich lernte lesen und schreiben; denn ich konnte es bis dahin nicht. Jetzt kann ich selber Gottes Wort lesen — ist das nicht ein Segen?“

Ihr reines, aufrichtiges Zeugnis ermutigte mich, zwei Fragen zu stellen, die mich als neugeborenes Gotteskind bewegten.

„Darf ein gläubiges Gotteskind tanzen?“

„Meiner Meinung nach paßt es nicht, daß ein Gotteskind tanzt“, sagte sie. „Haben Sie vergessen, daß durch den Tanz der Tochter der Herodias Johannes der Täufer getötet wurde?“ Sie wies auf Matth. 14, 3—11 hin.

Die zweite Frage war ähnlich.

„Darf ein Wiedergeborener das Theater besuchen?“

„Was ist Theater? Ich habe das Wort nie gehört“, sagte sie. Ich bemühte mich, zu erklären, was Theater sei; aber es wurde ihr schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen. Nachdenkend führte sie einen Vers aus Jakobus 4, 4 an: daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist.

Ich führe dieses Gespräch an, um zu zeigen, wie einfache Leute, die die Vergebung der Sünden durch das Blut Christi erkennen, verwandelt werden, die Sünde hassen, sich von allem Bösen abwenden und darnach streben, untadelig zu sein.

Als ich aus Koselkowka abreiste, sagte der Kreisvorsteher, der mich begleitet hatte, beim Abschied:

„Aus Ihrem Umgang mit den Stundisten sehe

ich, daß Sie ihnen gleichgesinnt sind, und ich verstehe Sie und kann meinerseits bezeugen, daß, wenn alle Bewohner meines Kreises so wären wie die Stundisten, ich ruhig schlafen könnte; denn unter ihnen gibt es keine Übertretungen, Verbrechen, keine Totschläge, ja nicht einmal Betrunkene trifft man unter ihnen.“

Nach meiner Rückkehr aus dem Taraschtschiner Kreis blieb ich einige Zeit in Kiew. Hier wurde mir mitgeteilt, daß in dem Kloster Kiew zwölf Stundisten gefangengehalten würden. Ich beeilte mich, zum Metropoliten zu fahren, um zu erfahren, ob diese Nachricht der Wirklichkeit entspreche. Als ich beim Metropoliten erschien, fragte ich sofort, ob im Kloster wirklich zwölf Stundisten gefangen säßen. Er sagte:

„Sie sind hier; aber ich bin nicht schuld daran, der Gouverneur hat sie geschickt.“

Ich antwortete nichts darauf und bat, diese Gefangenen besuchen zu dürfen.

„Von meiner Seite aus besteht kein Hindernis; Sie dürfen sie besuchen.“

Ich wurde von einem Mönch in die Zelle der Stundisten geführt. Man ließ mich allein mit ihnen. In der Zelle befanden sich zwölf Bauern, die alle ruhig um den Tisch herum saßen.

„Warum seid ihr hier?“ fragte ich.

„Wir versammelten uns in unseren Häusern zum Gebet und zum Lesen des Wortes Gottes, und in einer solchen Versammlung erschien die Polizei und nahm uns gefangen und brachte uns hierher. Wir sind hier schon mehrere Tage und warten auf unsere Befreiung, weil jetzt in der

Erntezeit viel Arbeit auf uns wartet. Man wollte uns zur Arbeit zwingen, aber wir haben uns geweigert, weil wir keine Verbrecher sind. Die Mönche besuchen uns und wollen uns überzeugen; aber sie sind selber nicht mit dem Worte Gottes bekannt und werfen uns eine lügenhafte Lehre und den Abfall von der kaiserlichen Kirche vor.“

Ich wollte nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern ihnen nur meine Liebe ausdrücken. Im Zimmer sah ich keine Betten, und ich fragte sie:

„Wo schlaft ihr?“

Ein alter Greis zeigte auf ein Bund Heu in einer Ecke des Zimmers.

„Das ist unser Bett“, sagte er. Verwundert über dieses angebliche Bett für zwölf Menschen fragte ich sie:

„Wie ernährt man euch hier?“

Auf diese Frage folgte eine in dieser traurigen Umgebung vielsagende, ja ich darf sagen wunderbare Antwort:

„Dies ist unser Brot“, sagte ein Stundist und legte ehrerbietig seine Hand auf die Bibel. Die Worte der einfachen Stundisten bewegten mich tief, und ich schwieg still in heiliger Anbetung. Als ich mich von ihnen verabschiedete, trennten wir uns als Brüder im Herrn. Der Leser wird verstehen, wie bewegt und aufgeregt ich über die Gefangennahme dieser zwölf Stundisten war. Ich eilte zum Gouverneur, um ihn zu bitten, die Gefangenen freizulassen. Als ich ihm meine Verwunderung aussprach, daß er diese zwölf Bauern gefangenommen habe, sagte er:

„Die Befreiung dieser Stundisten hängt nicht

von mir ab, sondern vom Metropoliten, weil sie auf die Initiative der Geistlichkeit hin ins Kloster geführt worden sind.“ Ich tat, was ich konnte — war bei der geistlichen und weltlichen Behörde, aber alle Anstrengungen waren vergeblich, und traurig verließ ich Kiew und fuhr nach Petersburg zurück. Nach einiger Zeit teilte man mir mit, daß die zwölf Stundisten entlassen seien.

Vieles bleibt im Leben ungeklärt, so auch das Ereignis mit den Stundisten, aber trotz alledem bleibt unser Glaube an die Erlösung durch das Opfer unseres Heilandes die unerschütterliche Freude unserer Errettung. Im Worte Gottes lesen wir: „An welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden“ (Kol. 1, 14).

Beginn der Verfolgungen

Bis zum Jahre 1882 trieben wir ausschließlich Evangelisationsarbeit. Solange General Treptow der Stadtkommandant von Petersburg war, wurden uns keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Ich führe nur ein Beispiel an. Einmal, an einem Sonntag, ging ich zu verabredeter Stunde zu den Kutschern in ihre geräumige, aber schmutzige Wohnung in einer Vorstadt. Als ich hinkam, stand ein Polizist in Uniform an der Tür. Ich glaubte schon, man habe auf der Polizei Verdacht geschöpft, ging zu ihm hin und sagte, daß der General von meinen Besuchen bei den Kutschern wüßte. Der Polizist antwortete:

„Ich bin hierher geschickt worden, um die Ord-

nung aufrechtzuerhalten, und ich habe die Leute selber zu der Versammlung eingeladen.“

So verhielt sich die Polizei zur Zeit General Treptows uns gegenüber. Seine Nachfolger nahmen jedoch eine andere Stellung ein.

An den Sonntagen waren während zwei Stunden Versammlungen für die Gläubigen bei Paschkow, die sehr besucht waren. Eine dieser Stunden werde ich nie vergessen. Es war am 1. März 1881. Wir lagen nach Schluß der Ansprache auf unseren Knien, als plötzlich der Neffe Paschkows, der Offizier in einem Gardekavallerieregiment war, eintrat und sich zu seinem Onkel durchzwängte. Er flüsterte ihm etwas ins Ohr, und Paschkow stand plötzlich auf und sagte laut mit zitternder Stimme die kurzen Worte: „Der Kaiser ist verwundet“ und sank wieder auf seine Knie. Das Gebet Paschkows war ergreifend, durchdrungen von der Liebe zu Kaiser und Vaterland. Es erinnerte an das Gebet Daniels im 9. Kapitel, Vers 3—11. Solche Gebete vergißt man nicht. Niemand fragte nach den Einzelheiten des Verbrechens, der Geist Gottes verdrängte alle irdischen Interessen. Viele Gebete stiegen zum Himmel empor, und in den Zwischenpausen war eine Stille, die uns an „die Stille im Himmel bei einer halben Stunde“ (Offb. 8, 1) erinnerte.

Nach der Versammlung ging ich sofort nach Hause, zog die Uniform an und fuhr zum Schloß, das bereits von Militär umringt war. Aber als ich die inneren Gemächer betrat, teilte man mir den Tod des Kaisers mit, der so vielen Millionen die

Befreiung vom Joch der Leibeigenschaft gegeben hatte.

Ich kann es nicht unterlassen, von dieser unserer Versammlung am 1. März 1881 zu erzählen, um den Verdacht zu widerlegen, den viele unserer Feinde gegen uns verbreiteten. Man behauptete, wir seien eine gefährliche sozialistische Partei, die sich unter der Maske des Christentums verberge. Als Beweis führten sie das Wort aus der Schrift an, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, vergaßen aber ganz, daß dieses Wort den Nachfolgern Jesu gesagt wurde, und daß sie es aus dem Zusammenhang herausrissen. Denn in den vorhergehenden Versen lesen wir, daß der Hohe Rat den Aposteln verbot, von Christus zu zeugen und zu lehren, und dem konnten sie sich nicht unterwerfen.

Große Versammlungen wurden verboten, und wir entschlossen uns, in den verschiedenen Teilen der Stadt Nähabende einzurichten, um ungehindert das Evangelium verkünden zu können. Die Erlaubnis zur Eröffnung der Nähabende wurde uns vom Minister des Innern erteilt. Zwei Jahre konnten sie durchgeführt werden, aber bald nach unserer Ausweisung aus unserem teuren Vaterland verbot man auch diese Tätigkeit. Wir teilten Petersburg in Bezirke ein, und in jedem Stadtteil übernahm eine Schwester mit einer Helferin die Leitung eines Nähkreises. Sie hatten zu gleicher Zeit die Armen in ihren Wohnungen zu besuchen. In unserem Stadtteil war meine Frau mit einer lieben gläubigen Schwester die Leiterin. An bestimmten Tagen und Stunden versammelten sich

die armen Frauen und beschäftigten sich mit verschiedenen Handarbeiten. Ich kam dann zu ihnen und las ihnen aus Gottes Wort vor und legte Zeugnis von meinem Erlöser ab.

In Petersburg lebte damals der bekannte Dr. von Mayer. Dank seiner unermüdlichen Bemühungen war ein großes Krankenhaus in Petersburg erbaut worden, das in seiner Einrichtung und in der Pflege der Kranken eine Musteranstalt wurde. Dr. von Mayer kam zum Glauben und nahm sich nun der Organisation der Nähabende mit voller Hingabe an. Er übernahm die Verwaltung der Finanzen und die wirtschaftlichen Angelegenheiten dieser Arbeit. Trotz seiner vielseitigen Tätigkeit beteiligte auch er sich an der Wortverkündigung. Meine Frau und besonders ich werden die Stunden der Gemeinschaft mit ihm nie vergessen.

Schriftenmission

Im Jahre 1875 gab eine gläubige Dame, Frau A. von Peuker, zusammen mit ihrer Tochter ein Monatsblatt „Der russische Arbeiter“ heraus. Es wurde ganz in evangelischem Sinne geleitet und war für unsere Arbeit sehr wertvoll.

Schon im Jahre 1876 faßte Paschkow den Plan, Traktate im Geiste der Heiligen Schrift umsonst zu verteilen. Er beriet diesen Plan mit einigen Brüdern, deren damals noch nicht viele waren. Wir stellten ein Statut auf und reichten ein Bittgesuch ein. Es wurde von der Behörde genehmigt und zu unserer großen Freude der Verein unter dem Na-

men „Gesellschaft zur Förderung geistlich-sittlicher Lektüre“ bestätigt. Zum Vorsitzenden ernannten wir natürlich Oberst Paschkow, und ich wurde sein Stellvertreter. Die Mitglieder der Gesellschaft waren ausschließlich Kinder Gottes, so daß die Traktatgesellschaft zu einem Organ der Erweckung wurde.

Paschkow überließ einen seiner Säle dieser Gesellschaft, damit die Neuerscheinungen untergebracht werden konnten; auch scheute er kein Opfer, um diese Arbeit zu fördern. Weit über eine Million Schriften konnten auf diese Weise gedruckt werden. Große Schwierigkeiten machte die geistliche Zensur. Obgleich die Gesellschaft von der Regierung anerkannt worden war, mußte doch alles, was wir druckten, der geistlichen oder weltlichen Zensur zur Begutachtung vorgelegt werden. Ich mußte oft in das Alexander-„Nehski“-Kloster fahren, wo sich die Zensurstelle befand. Dabei gab es nicht selten theologische Auseinandersetzungen mit dem Zensor. Ich bemühte mich, ihm, einem gelehrten Mönch, zu beweisen, daß es nicht seine Aufgabe sei, ein Verteidiger der Orthodoxie zu sein; er habe nur darauf zu achten, ob in den von uns gedruckten Schriften eine gefährliche Richtung vertreten sei.

„Eure Schriften vertreten die Lehre Luthers, Calvins, Zwinglis, Wesleys, und sie erschüttern die Orthodoxe Kirche, darum sind sie gefährlich“, mußte ich oft hören.

Trotz dieser Opposition schenkte es Gott, daß viele Traktate genehmigt, gedruckt und verbreitet werden konnten. Diese gesegnete Zeit dauerte aber

nicht lange. Nach einigen Jahren der Freiheit kamen ernste Einschränkungen. Die geistlichen Mächte wollten nun ihrerseits die Unerschütterlichkeit und die Wahrheit der orthodoxen Lehre beweisen und bestimmten einen Tag, an dem eine öffentliche Diskussion mit den sogenannten Ketzern, den Paschkowzy, stattfinden sollte. Sie wählten eine Zeit, wo Paschkow und ich nicht in Petersburg waren, und luden zu dieser Diskussion zwei Brüder aus dem einfachen Volk ein, den Besitzer eines Heringsladens und einen Mehlhändler. Dieses Religionsgespräch sollte an einem Sonntag stattfinden, und die größte Reitbahn der Stadt wurde als Raum dafür gewählt. Überall wurde diese Versammlung bekanntgegeben.

Man kannte bis dahin solche geistlichen Auseinandersetzungen nicht, und die Menschen strömten herbei. Die Reitbahn war voll besetzt. In der Mitte war eine Plattform errichtet worden, und ein Mönch, ein bekannter Spezialist in der Wissenschaft der Sektenlehre, erschien und stellte Fragen. Den Brüdern waren die Fragen vorher nicht bekanntgegeben; aber sie antworteten, gelehrt durch den Heiligen Geist, mit einer Liebe und Kenntnis des Wortes Gottes, daß die Zuhörer einen angenehmen Eindruck erhielten. Nach Schluß der Auseinandersetzungen hörte man unter dem Publikum Bemerkungen wie: „Die Paschkowzy sind ja gar nicht Menschen, die man fürchten muß. Sie wissen, was sie glauben, und man muß sie achten.“

Andere sagten: „Wunderbar ist es, wie diese einfachen Leute die Bibel kennen.“ Ich muß hier das Wort unseres Heilandes anführen: „Aus dem

Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob zugerichtet.“

Aber mit dieser einmaligen Auseinandersetzung war die Feindschaft nicht aufgehoben. Der Oberpriester Janischew, der damalige Rektor der Geistlichen Akademie, fing einen Briefwechsel mit Paschkow an, der in der Kirchenzeitung vom Jahre 1880, dem Organ des Heiligen Synods, veröffentlicht wurde. Da dieser Briefwechsel sehr wichtig ist, halte ich es für nötig, ihn teilweise meinen Erinnerungen beizufügen, und ich freue mich, daß ich diese Dokumente bei mir aufbewahren konnte (siehe Anfang Seite 67 ff). In dieser Denkschrift spricht Paschkow freimütig und aufrichtig seine Überzeugung aus, die wir alle teilten. Dieses Glaubensbekenntnis verband die Gläubigen in Petersburg und zeigte allen, wie sehr unser Glaube, unsere Zuversicht sich ausschließlich auf das Wort Gottes, nicht auf Überlieferung stützte, auf das Wort, das „nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit“ ist (2. Tim. 3, 16).

Die Denkschrift wurde im Jahre 1880 geschrieben. Drei Jahre vorher, als man anfing, uns zu verfolgen, wurde in den Zeitungen und in den öffentlichen Organen des Heiligen Synods ein Allerhöchstes Schreiben Kaiser Alexander II. veröffentlicht. In dem spricht der Kaiser seinen innigen Dank für die Vollendung der Übersetzung der Bibel aus mit der Bitte zu Gott, daß der Allmächtige „die heiligende Kraft seines Wortes erweisen möge zum Wachstum des russischen rechtgläubigen Volkes im Glauben und in der Frömmigkeit“.

Dieses so wichtige Dokument möchte ich hier anführen. Da ich es in der russischen Sprache nicht besitze, übersetze ich es aus dem Französischen. Die Nummer des Kirchenblattes von 1877, in dem der Artikel gedruckt wurde, kann ich zu meinem Bedauern nicht erhalten.

Ein Allerhöchstes Schreiben an den Allerheiligsten Synod.

Im Jahre 1856, als ich die Krone meiner Väter auf mein Haupt setzte, beriet der Heilige Synod auf einer Konferenz über die Aufnahme einer großen Verbreitung der Heiligen Schrift unter dem russischen orthodoxen Volk und hielt es für notwendig, die Heilige Schrift in die russische Sprache zu übersetzen. Nach Beendigung dieser so wichtigen Arbeit und im Blick auf die geistliche Wohltat, die der Herde der herrschenden Kirche dadurch erwiesen wird, halte ich es für meine Pflicht, dem Heiligen Synod, der sich durch alle denkbare Mühe bei der Vollendung der großen Arbeit ausgezeichnet hat, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. — Ich bete zum Allmächtigen, daß er die heiligende Kraft seines Wortes zum Wachstum des russischen rechtgläubigen Volkes im Glauben und in der Frömmigkeit, auf der das wahre Glück des Reiches und des Volkes beruht, offenbare.

St. Petersburg, den 27. März 1877.

(gez. Alexander).

Die Wege Gottes sind unerforschlich. Man muß unwillkürlich an das Wort denken: „Es sind viele

Anschläge in eines Mannes Herz; aber der Rat des Herrn besteht“ (Spr. 19, 21).

Ein seltsamer Widerspruch: Der Kaiser heißt öffentlich die Übersetzung der Heiligen Schrift in die russische Sprache gut, und zu gleicher Zeit hindern Geistlichkeit und Polizei die Ausbreitung des Wortes Gottes.

Wahre Einheit

Der Leser fragt vielleicht, warum wir unsere Gemeinschaft nicht organisierten. Paschkow und ich beschäftigten uns nicht nur einmal mit dieser Angelegenheit; aber Gott zeigte uns keinen Weg zur Ausführung. In der Praxis aber kümmerten wir uns um die Gläubigen und gingen den Besuchern der Versammlungen nach, wir besuchten die Kranken, trösteten, ermahnten, lehrten, so daß Paschkow der ältere Bruder war und ich sein Gehilfe. Graf Bobrinsky lebte auf seinem Gut im Tulaschen Gouvernement; wenn er aber nach Petersburg kam, berieten wir alles mit ihm.

Es war oft nicht leicht, die Brüder im Herrn zu leiten. Es hieß für uns: „Seid geduldig in allen Dingen!“ (1. Thess. 5, 14). Ein Beispiel soll das zeigen.

Paschkow war verreist. Ein Bruder aus dem Arbeitervolk kam zu mir, ein eifriger Zeuge Jesu, mit dem Worte Gottes vertraut und von entschiedenem Charakter. Er sagte zu mir:

„Ich bin gekommen, um Ihnen mitzuteilen, daß meine Mutter sich zum Herrn bekehrt hat und ge-

tauft werden will, und wir wollen die Taufe in der Newa vollziehen.“

„Was“, rief ich aus, „jetzt im Januar, in dieser gefährlichen Jahreszeit und bei dem vorgeschrittenen Alter deiner Mutter?“ — Seine Mutter war damals sechzig Jahre alt. — „Dazu kann ich meine Einwilligung nicht geben; wartet bis zum Sommer!“

Aber damit war der Bruder nicht einverstanden, und ich konnte ihn nicht überreden, die Taufe im Hause vorzunehmen. Nach etlichen Tagen kam er wieder und erzählte:

„Der Herr erlaubte uns, meine Mutter in der Newa zu taufen. Er erwärmte das Wasser, und sie hat sich gar nicht erkältet; sie ist frisch und munter und voller Freude.“

Dieses Beispiel ist ein charakteristischer Zug des Russen.

Mit dem Wachstum der Erweckungsbewegung nahm auch die Feindschaft zu. Im März 1884 legte der Herr es Oberst Paschkow aufs Herz, die Gläubigen in Rußland zusammenzurufen, damit sie sich kennenlernen und zusammenarbeiten könnten. Es war im März 1884, als Paschkow mir in seinem großen Kabinett diesen Brief vorlas und mich bat:

„Willst du nicht auch unterschreiben?“

Der Brief lautete:

St. Petersburg, 24. März 1884.

Geliebte Brüder!

Unser Herr Jesus weihte sich selbst seiner Gemeinde und bereitete sich vor, in den Tod zu gehen, als ein Weizenkorn in die Erde zu fallen

und zu sterben, um nicht allein zu bleiben, sondern viel Frucht zu bringen. Er wandte sich vor seinem Tode mit einem Gebet an seinen Vater, in welchem er seinen testamentarischen Wunsch ausdrückte.

Er bat den Vater nicht nur für die Jünger, die ihm zuerst nachfolgten, sondern für alle, die durch ihr Wort glauben würden, und sprach:

„Auf daß sie alle eins seien.“

„Auf daß sie vollkommen seien in eins“ (Joh. 17, 21. 23).

Dieses Testament Christi, das der Kirche Christi vor 18 Jahrhunderten gegeben wurde, ist bis heute noch nicht erfüllt. Gott wartet bis heute noch auf die Verwirklichung seines Willens, so klar, so unabweisbar und dringend durch ihn ausgesprochen, des Willens, der der Gegenstand seiner letzten Sorge in seinem Erdenleben war.

Glauben Sie nicht auch, teure Brüder, daß es unsere Pflicht ist, uns als die Glieder eines Leibes, mit einem Geiste getauft, und in Christus einen Leib darstellend, berufen in die Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohne, daran zu erinnern, daß Christus auf die Verwirklichung der Einheit seines Leibes wartet?

Glauben Sie nicht auch, daß es Zeit ist, dieses Testament des Hauptes der Kirche Christi zu erfüllen? Wenn die Verwirklichung der Einheit aller christlichen Gemeinden auch nicht nur von uns abhängt, so sind wir doch verpflichtet, die Vereinigung der Kirche dort zu fördern, wo Gott uns hingestellt hat.

Wir schlagen nun vor, Brüder, einen Abgeord-

neten, den der Geist Gottes in Ihrer Kirche als Hirten der Herde hingestellt hat, mit diesem Gedanken ausgerüstet nach Petersburg zu senden zu einer gemeinsamen Erörterung im Gebet vor dem Herrn, um die Wege zu erkennen, die er selbst zur Verwirklichung der Einheit der Kirche Christi vorgezeichnet hat.

Denken Sie daran, Brüder, daß Christus starb, um die zerstreuten Kinder Gottes zu sammeln, damit nur eine Herde und ein Hirte sei! Möge Gott uns selbst um sich versammeln, damit wir lernen möchten, die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu wahren!

Ist es Ihnen möglich, zum 1. April für etwa acht Tage nach Petersburg zu kommen? Die Gäste können durch beiliegende Adresse Unterkunft erhalten. Wenn die Brüder, die Ihre Gemeinde abordnet, nicht in der Lage sind, den Aufenthalt in Petersburg zu bezahlen, erhalten sie durch die gleiche Adresse Freiquartiere und Unterhalt in dem in der Nähe befindlichen Speisehaus. Wir bitten Sie, uns in kürzester Zeit den Namen Ihres Delegierten in einem eingeschriebenen Brief an folgende Adresse zu senden:

Maria Iwanowna Ignatjew
Wiborgskaja, Lomanow Pereulok,
Haus Paschkow Nr. 3.

Die Brüder, die zu Hause bleiben, bitten wir, im Geiste Gottes die Versammelten in Petersburg durch ihre Gebete zu unterstützen, damit diese und die Gemeinden den gleichen Zufluß des Segens von Gott empfangen.

Wir bitten höflich, alle unbedingt zurückzuhalten, die nicht von Ihrer Kirche abgeordnet werden.

(gez.) W. W. Paschkow.

M. Korff.

Der Vorschlag meines Bruders war mir eine große Freude; aber ich erkannte klar, daß dieser Brief der Regierung gegenüber ein ganz offenes Bekenntnis war, daß wir Jesus nachfolgen wollten, weder rechts noch links blickend. Ich vertraute aber meinem Gott, und in diesem Vertrauen wurde ich nicht enttäuscht. Jesus gab uns die Kraft seines Geistes, die Schmach Christi für größeren Reichtum zu achten als die ägyptischen Schätze.

Mit Gebet wurde der Brief an die Stundisten, Baptisten, Mennoniten, Molokanen, Duchoborzy und evangelischen Christen, die sogenannten Sacharowzy in dem Tuarischen Gouvernement, abgeschickt. Bald darauf erhielten wir die zugesagten Antworten, und am 1. April kamen über siebenzig Brüder aus allen Teilen unseres Vaterlandes nach Petersburg.

Die erste Versammlung war in der Lomanowstraße in dem Speisehaus, das Paschkow gehörte. Alle freuten sich über das Zusammentreffen. Wir legten den zugereisten Delegierten sechs Paragraphen vor, die wir zu dieser Konferenz der Vorsitzenden der verschiedenen evangelischen Kreise Rußlands aufgestellt hatten. Fünf Brüder hatten sie formuliert: Dr. Bädeker aus England, ein Stundist Jakob Deljakow aus dem Süden Rußlands, E. G. Kargel, der Presbyter der Gemeinde der Deutschen Baptisten in Petersburg, Graf Korff und W. Paschkow. Der Inhalt dieser Paragraphen war

im engeren Sinne das Symbol des Glaubens der verschiedenen Kirchen und handelte in ganz allgemeinen Ausdrücken von der Taufe und dem heiligen Abendmahl. Da wir alle fünf verschiedenen Kirchengemeinschaften angehörten, uns aber in diesen Fragen ganz einig waren, glaubten wir, daß auch die zugereisten Brüder diesen Paragraphen ohne Widerspruch annehmen würden. Leider hatten wir uns geirrt. Besonders die Tauffrage rief einen endlosen Streit hervor, und wir konnten zu keiner Einigung kommen. Ich führe diesen Paragraphen hier an, wie er von uns abgefaßt worden war:

„Wir erkennen die Taufe als eine von Gott eingesetzte Verordnung an, und in der Unterwerfung unter diese drückt sich der Gehorsam gegen Gott aus. Wie diese Forderung erfüllt werden soll, wird dem Gewissen jedes einzelnen und seiner Erkenntnis des Wortes Gottes überlassen. Die verschiedene Auffassung in dieser Frage soll in keinem Falle dazu dienen, die Kinder Gottes voneinander zu trennen.“

Nach der ersten Versammlung gingen wir trotz der lebhaften Auseinandersetzungen in vollem Frieden nach Hause und beschlossen, am folgenden Tage über die angeschnittenen Fragen im Hause der Fürstin Lieven weiterzusprechen. Kaum hatten wir die zweite Versammlung begonnen und behandelten wieder die Tauffrage, da kam ein Engländer in den Saal, ein Bekannter Paschkows. Als er vernahm, worüber wir sprachen, sagte er sehr entschieden in kurzen Worten:

„Brüder, auf die Knie! Unsere Einheit ist in

Christus. Er ist unser Leben, geben wir ihm die Ehre und den Preis!“

Wir beugten unsere Knie, und heiße Gebete stiegen zum Throne Gottes empor, es waren Gebete der Beugung; wir bekannten, daß wir noch nicht genügend in Christus seien und den Heiligen Geist dämpften. Als wir uns von unseren Knien erhoben, herrschte allgemeine Freude unter den Versammelten, und wir spürten die Einheit des Leibes Christi, in der auch der Streit um die Taufe aufhört. Diese Begebenheit werde ich nie vergessen. Sie war mir eine Lektion für das ganze Leben.

Nicht in einer Auffassung der Dogmen sollen wir die Einheit suchen, sondern im Geist und in der Wahrheit, die die Gläubigen in Christus erleben. Möchten wir es lernen, in ihm zu bleiben und uns alle miteinander so zu lieben! Verstünden wir es nur, die Lasten des andern zu tragen und auf diese Weise die Gesetze des Herrn zu erfüllen (Gal. 6, 2)! Wir würden zuerst den Balken aus unseren Augen ziehen und dann erst versuchen, den Splitter aus des Bruders Auge zu nehmen (Luk. 6, 42). Vergebet einander, wie auch Gott euch vergeben hat (Eph. 4, 32)!

Nehmen wir das Beispiel unseres Körpers! Wieviel verschiedene Glieder! Alle sind sie aber miteinander verbunden durch das Blut, durch einen Blutkreislauf. Trotz dieser Einigung ist ihre Tätigkeit ganz verschieden. Das Auge hat kein Verständnis für die Tätigkeit des Ohres, und das Ohr hat keine Vorstellung von der Tätigkeit des Auges; aber beide Glieder befinden sich ganz nahe

beieinander, so daß man durchaus nicht leugnen kann, daß sie einem Leibe angehören und ein Haupt haben. Die innere herzliche Einheit hängt nicht von einigen Verschiedenheiten in der Erkenntnis ab, die immer bei Kindern Gottes sein werden; sie ist da, wo Gotteskinder sich über die menschlichen Meinungen erheben. „In Christus gilt nicht Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern eine neue Kreatur“ (Gal. 6, 15).

Am folgenden Tage erschien ich zur festgesetzten Zeit in der Versammlung, aber zu meiner Verwunderung war niemand von den zugereisten Brüdern erschienen. Das konnten wir uns nicht erklären. Als ich nach Hause kam, wurde mir ein schmutziges Papier überreicht, und auf diesem stand nur geschrieben: „Wir sind im Gefängnis, und man schickt uns aus Petersburg fort.“ Jede Unterschrift fehlte.

Trotz aller Bemühungen gelang es uns nicht, einen der Brüder wiederzusehen; erst nach einigen Tagen erhielten wir Aufklärung durch Briefe. Die Polizei hatte die Brüder einige Stunden gefangen gehalten und ihnen das schriftliche Versprechen abgenommen, daß sie die Residenz sofort verlassen und in ihre Heimat zurückkehren würden.

Von diesem Tage an wurden alle Versammlungen verboten. Die Polizei bewachte uns streng. Ich hörte, daß Pobjedonoszew, der Oberprokurator des Heiligen Synods, in einem ausführlichen Bericht dem Kaiser erklärt habe, daß es notwendig sei, die strengsten Maßnahmen gegen die Paschkowsche Bewegung zu ergreifen.

Am 24. Mai 1884 wurde die Traktatgesellschaft

geschlossen. Seit Mai desselben Jahres lebte ich mit meiner Familie in Zarskoje Sselo, und wir befanden uns unter strenger Aufsicht der Polizei. Jeden Morgen lasen wir mit unseren Dienstboten das Wort Gottes und beteten zusammen. Ein Polizist erfuhr davon und bat, ob er diesen Andachten beiwohnen dürfe. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, ob die Regierung ihn geschickt habe, um mich zu beobachten. Aber da auch ein Polizist eine lebendige Seele hat, wehrte ich ihm nicht, in unsere Versammlungen zu kommen. Ob er durch die Obrigkeit geschickt worden war oder nicht, ich weiß es nicht, ich habe es nie erfahren. Er kam fast täglich. Eines Tages erschien er unerwartet zu einer ungewöhnlichen Stunde in voller Uniform mit dem Gewehr bei mir. Ich glaubte, er sei gekommen, um mich zu verhaften. Mit strahlendem Gesicht erzählte er mir aber, daß er im Dienst befördert worden sei; er sollte im Schloß Wache halten und bat mich um meinen Segen zu diesem verantwortungsvollen Posten. Ich war gerührt, wir knieten nieder, und ich bat den Herrn ernstlich, ihn in seinem neuen Amt zu segnen und ihm die Freude der Erkenntnis Jesu zu schenken.

Als es bekannt wurde, daß wir Rußland verlassen mußten, vernichteten alle Kameraden des Polizisten sofort die Traktate, die ich unter ihnen verteilt hatte. Nur dieser Mann wollte sich nicht von ihnen trennen, da er Segen durch sie empfangen hatte. Er beschloß, einen Priester aufzusuchen und ihn zu bitten, die Schriften durchzusehen. Er fragte den Geistlichen, ob er sie aufbewahren

könne. Der Priester sagte, nachdem er sie durchgelesen hatte:

„Du kannst sie ruhig aufheben, sie stimmen mit dem Worte Gottes überein. Daß dein Graf um der Wahrheit willen leiden muß, ist nur natürlich; denn alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden“ (2. Tim. 3, 12).

Diese Antwort des orthodoxen Priesters beruhigte den Mann, er behielt die Traktate. So kann auch ein Anhänger einer dogmatischen Lehre, die sich vielfach auf Legenden stützt, für die Wahrheit eintreten. Unsere Aufgabe ist es nicht, zu richten, sondern alle zu lieben, sogar unsere Feinde, und am Worte Gottes festzuhalten.

Ausweisung

Im Juni 1884 erhielt ich eine Vorladung vom Minister der Polizei. Ich kannte ihn persönlich, wir hatten uns früher am Hof und in weltlichen Gesellschaften getroffen. Er empfing mich liebenswürdig und freundlich.

„Auf Wunsch des Kaisers muß ich Ihnen dieses Schreiben zur Unterschrift vorlegen“, sagte er. Ich las es durch, aber ich konnte es um meines Gewissens willen nicht unterschreiben; denn ich sollte darin versprechen, nicht mehr zu predigen, keine Versammlungen zu veranstalten, nicht in freien Worten zu beten und jeden Verkehr mit den Stundisten und anderen religiösen Gemeinschaften aufzugeben. Darum antwortete ich dem Minister:

„Ich kenne den Kaiser; ich schätze ihn hoch und verehere ihn, ich kenne ihn als einen ehrlichen und

guten Menschen mit einer großen Seele. Ich weiß, daß Seine Majestät die Menschen achtet; ich kann aber nichts gegen meine Überzeugung und mein Gewissen tun.“

„Wenn Sie nicht unterschreiben wollen“, antwortete der Minister, „wünscht der Kaiser, daß Sie Rußland verlassen.“

„Ich beuge mich unter den Willen meines Herrschers und bleibe ihm ein treuer Untertan. Ich werde ihn von ganzem Herzen lieben, und diese Gefühle der Ehrfurcht werde ich bis ans Ende meines Lebens bewahren.“

Dies war meine Antwort, und ich hielt mein Versprechen. Als ich beim Minister war, hatten sich einige Schwestern im Herrn und Dr. Bädeker bei der Fürstin Gagarina versammelt, und sie beteten die ganze Zeit für mich. Als ich zu ihnen kam, fand ich dort ein Telegramm von meiner Frau aus Zarskoje Sselo vor mit den Worten: „Beharre im Glauben an den Herrn und weiche nicht einen Schritt vom Worte Gottes ab!“

An demselben Tage wurde auch Paschkow vorgeladen. Ich hatte ihn nicht treffen können, nachdem ich zurückgekehrt war. Auch ihm wurde das Papier vorgelegt, und auch er konnte natürlich nicht unterschreiben. Der Minister konnte die Fürstin Lieven als hochstehende Dame natürlich nicht zu sich bitten; deshalb erschien er mit demselben Schreiben bei ihr. Sie unterschrieb auch nicht; aber von einer Ausweisung sprach der Minister nicht. Als er dem Kaiser das Resultat der Unterredungen mit Paschkow, der Fürstin Lieven und mir mitteilte, sagte Seine Majestät, daß man die Dame

ruhig lassen müsse. In der Antwort des Kaisers ist unzweifelhaft die Hand Gottes sichtbar. Daß er die Fürstin nicht auswies, erklärte er damit, daß er sie für ungefährlich ansah, und die Polizei wagte es nicht, sich in die Versammlungen einzumischen, die nach unserer Ausweisung stets in ihrem Hause stattfanden. Bis in die letzte Zeit ist es ein Zufluchtsort der Gläubigen geblieben; dort versammelte man sich nach unserer Verbannung, dort wurde das Evangelium weiter verkündigt.

Ich muß bekennen, das Verlassen meines Vaterlandes, meiner Tätigkeit als Zeuge Jesu wurde mir, menschlich gesprochen, sehr schwer; aber daß ich alles verlassen und ihm folgen, sein Joch tragen durfte, war mir nicht nur Trost, sondern tiefe Freude.

Die Schwierigkeiten der so schnellen Ausreise — mir waren zwei Wochen gegeben worden — waren groß. Wir mußten alles verlassen; aber darüber trauerten wir nicht, weil wir nach unserer Glaubensüberzeugung handelten, im vollen Vertrauen, daß der Heiland uns nicht verlassen würde.

Am 27. Juni 1884 verließen wir Zarskoje Sselo. Meine liebe Frau erwartete ein Kind, und der Arzt hatte ihr strengste Ruhe vorgeschrieben. Aber sie wollte mich nicht allein lassen. Als wir in die Gegend von Paris kamen, wo die Eltern meiner Frau sich aufhielten, schenkte uns der Herr einen gesunden Sohn; die lange Reise hatte der Mutter und dem Kinde nicht geschadet.

Die Nachricht von Paschkows und meiner Verbannung verbreitete sich sehr schnell in Rußland. Als die teuren Brüder in den verschiedenen Gouver-

nements davon erfuhren, beschlossen sie, daß wir ersetzt werden müßten. Uns wurde mitgeteilt, daß anstatt der zwei Brüder Paschkow und Korff siebzehn andere gewählt worden seien, die unsere Aufgaben in allen Gemeinden, nicht nur in Petersburg übernehmen sollten. Die Wege Gottes sind unerforschlich (Röm. 1, 33. 34). Aber in allem sehen wir seine Liebe, und alles dient zur Erreichung seines Zieles.

Seit ich Jesu Eigentum geworden bin, ist dem Satan der Krieg erklärt worden. Die Sünde und die Welt ist sein mächtiges Heer. Aber Gott sei gepriesen, der uns allezeit triumphieren läßt in Christus! — Der treue Herr führt uns immer weiter trotz großer Prüfungen. Unser Vermögen, alle irdischen Besizungen sind uns durch die russische Katastrophe genommen worden, aber wir können mit dem Apostel bekennen: „Die nichts innehaben und doch alles haben“ (2. Kor. 6, 10). Wir führen ein Glaubensleben und Jesus ist unser Trost und unsere Kraft. Ich darf es in meinem 85. Lebensjahr bezeugen.

Möchten wir immer und überall ein Wohlgeruch Christi sein, lebendige Zeugen — bis daß er erscheint und alle zu sich holt, die ihm angehören!

Anhang

*Brief W. A. Paschkows an den Oberpriester
J. Janischew vom 9. April 1880.*

Die seit einiger Zeit wiederholt in den Zeitungen erschienenen, sich widersprechenden und teil-

weise verkehrten Deutungen meiner Bibelstunden veranlassen mich, in diesem Brief die höfliche Bitte an Sie zu richten, diese Zeilen in dem von Ihnen herausgegebenen Kirchenblatt zu veröffentlichen.

Theologische Kenntnisse besitze ich nicht, wie Sie ganz richtig bemerken, und weil ich weiß, daß ich mich in der Auslegung solcher Fragen leicht irren kann, bemühte ich mich stets, sie in meinen Gesprächen zu vermeiden. Ich beabsichtige auch fernerhin, mich nicht mit theologischen Streitfragen abzugeben. In diesem wie in jenem anderen Falle möchte ich dem Gebote Gottes folgen: „Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein, und wisset, daß ihr desto mehr Urteil empfangen werdet!“ (Jak. 3, 1). Ich begnüge mich damit, ausschließlich dem Ruf zu folgen, den ich empfangen habe, Menschen zu Christus zu führen.

Einmal war ich ohne Christus, fremd den Testamenten der Verheißung, ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt (Eph. 2, 12). Ich nahte mich mit meinen Lippen, aber mein Herz war fern von ihm (Matth. 15, 8). Das Gesetz Gottes war für mich ein toter Buchstabe. Als Richtschnur dienten mir fast ausschließlich menschliche Grundsätze, ich lebte mir selber und versuchte in den besten Augenblicken des Lebens, das Unvereinbare zu vereinigen, d. h. zwei Herren zu dienen, obgleich dieses nach den Worten Jesu unmöglich ist. Ich war ein Freund der Welt, nicht wissend, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist (Jak. 4, 4), ich lebte nach dem Willen des Fürsten dieser Welt (Eph. 2, 2) und fürchtete doch, mich endgültig von Gott los-

zusagen. Ich sammelte nicht mit Gott und verstand nicht, daß, wer nicht mit ihm sammelt, zerstreut (Matth. 12, 30). Ich führte vierzig Jahre lang mit anklagendem Gewissen ein eitles, sündiges, gottfernes Leben zum Ärgernis anderer und zu meiner eigenen Verdammnis.

Ich besaß nicht die Liebe Gottes und nahm an, daß Gott nur solche liebt, die ihn zuerst lieben und sich damit seine Liebe verdienen. Es kam die Zeit, da mir die heilsame Gnade Gottes für alle Menschen erschien (Tit. 2, 11), wo es Gott wohlgefiel, mir zu offenbaren, daß Christus, als er am Kreuze starb, auch für meine Sünden eintrat, und daß die von ihm erworbene ewige Erlösung (Hebr. 9, 12) auch für mich erworben ist. Wenn nur durch *eines* Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen ist (Röm. 5, 18), so ist diese Gerechtigkeit auch mir zugerechnet. Christus, der allen, die ihm gehorsam sind, eine Ursache zur ewigen Seligkeit geworden ist (Hebr. 5, 9), ist auch mir zur Ursache meiner Erlösung geworden.

Erleuchtet durch das Licht des Wortes Gottes, erblickte ich mich als Fremder und Feind durch die Vernunft in bösen Werken (Kol. 1, 21); ich erkannte, daß ich ein verlorener Sünder sei, daß ich nichts zu meiner Erlösung zu tun imstande war. Das von mir übertretene Gesetz Gottes wurde mir zum Zuchtmeister auf Christum (Gal. 3, 24), der gekommen ist, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten (Matth. 9, 13), zu suchen und selig zu machen, was verloren ist (Luk. 19, 10). Ich wandte mich an ihn, da ich jedes Vertrauen auf mich selbst verlor, und bekannte ihm meine Sün-

den und die verzweifelte Verderbtheit meines Herzens.

Der Herr schenkte es mir, an die Vergebung meiner Sünden in seinem Namen zu glauben (Apg. 10, 43). Gottes Gnade und Gabe durch die Gnade des *einen* Menschen Jesus Christus (Röm. 5, 15) erfüllte alle meine Notdurft und mein Herz mit einer überirdischen Freude und mit Dank gegen meinen Heiland, der mich Gott erkaufte mit seinem Blut (Offb. 5, 9). Seinem Rufe gehorchend (Matth. 11, 28—30), gab ich mich ihm hin, damit er mich von meinen Sünden heilte, und ich verließ mich auf sein untrügliches Wort (Joh. 6, 37). Ich glaubte meinem Heiland, in welchem ich jetzt das ewige Leben habe (1. Joh. 5, 10—13), der mich nicht verlorengehen und mich nicht aus seiner Hand reißen läßt (Joh. 10, 28). Ich halte an dem Bekenntnis der Hoffnung fest (Hebr. 10, 23); denn bei Gott ist kein Ding unmöglich (Luk. 1, 37).

Gott nahm mich an, wie er jeden annimmt, der zu ihm kommt; ich danke meinem himmlischen Vater, daß ich jetzt vor den Menschen und meinem Herrn Jesus bezeugen kann: ich gehöre jetzt nicht mehr mir, sondern Christus an; ich lebe nicht mehr mir, sondern Christus, der für mich gestorben und auferstanden ist (2. Kor. 5, 15). Der Herr berief mich zu seinem Dienste, einem Dienst, dem ich mich mit Freuden nun schon seit fünf Jahren hingebe. Er besteht darin, daß ich vor den Menschen Zeugnis von seiner großen Liebe ablege, die er mir täglich zu schmecken gibt.

Auf den Heiland Jesus Christus, den Sohn Gottes, der um unserer Sünden willen dahingegeben

und um unserer Rechtfertigung willen auferstanden ist (Röm. 4, 25), blickend, kann ich es nicht unterlassen, auf den einen Mittler (1. Tim. 2, 5), auf den Fürsprecher (1. Joh. 2, 1) als auf den Bischof der Seelen (1. Petr. 2, 25), auf den Anfänger und Vollender des Glaubens (Hebr. 12, 2) hinzuweisen. Ich weiß jetzt aus Erfahrung, wie wahr er ist; ich weiß, daß alle Verheißungen Ja und Amen in ihm sind (2. Kor. 1, 20).

Von ihm predige ich den Menschen und bezeuge, wie Gott selber es befiehlt, daß er der von Gott bestimmte Richter der Lebendigen und Toten ist, und erinnere Sie daran, daß alle Propheten von ihm gezeugt haben, daß jeder, der an ihn glaubt, die Vergebung der Sünden in seinem Namen erhält (Apg. 10, 42. 43).

Ich wiederhole allen, daß in keinem andern Heil ist (Apg. 4, 12); denn einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus (1. Kor. 3, 11). Ich sage allen, daß wir nicht durch unsere Werke, sondern nur durch den Glauben an Jesus Christus gerecht werden können (Röm. 3, 26. 28; Gal. 2, 16). Es ist selbstverständlich, daß wahrer Glaube seinen Ausdruck in Werken findet. Ich weise immer darauf hin, daß niemand in das Reich Gottes eingeht, der nicht von seinen Sünden erlöst ist (Gal. 5, 21), und weise jeden auf den Heiland hin, der erschienen ist, auf daß er unsere Sünden hinwegnehme und die Werke des Teufels zerstöre (1. Joh. 3, 5. 8).

Hinweisend auf diesen Eckstein, den die Bauleute verwerfen können, habe ich nicht nur einmal den Ausdruck angewendet, der in den Zeilen des

Herrn G. Popow in Nr. 10 des Kirchenblattes in ganz verstümmeltem Sinne ausgeführt wurde und Herrn G. Popow zu der unwahren Schlußfolgerung veranlaßte, daß ich die Kirche und die Sakramente eine Erfindung des Teufels nenne. Meine Zuhörer an das evangelische Wort erinnernd, daß der Mensch nichts geben kann, um seine Seele zu erlösen (Matth. 16, 26), sagte ich, daß jede Hoffnung in unsern Herzen, die sich an die Möglichkeit klammert, durch eigene Anstrengungen das Reich Gottes zu erwerben, nichts anderes ist als eine Erfindung des Teufels, der den Menschen verführt, seine Hoffnung auf sich selbst zu setzen und nicht auf den Herrn. Ich betonte, daß der Listige sich ständig bemüht, uns alle möglichen lügenhaften Mittel der Erlösung anzupreisen, um uns den einen Weg zu verbergen, von dem der Herr im 14. Kapitel des Johannes-Evangeliums spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Der Listige fürchtet nur eins: daß der Sünder zu Jesus kommt, der allein den an ihn Gläubigen erlösen kann.

Es ist nun die Frage: Lehrt nicht die rechtgläubige Kirche dasselbe, wenn sie es für nötig hält, durch den fünften Punkt des Anathema, das am Feste der Orthodoxie vorgelesen wird, den Bannspruch auszusprechen über „jeden, der die Gnade der Erlösung des uns gepredigten Evangeliums als das einzige Mittel unserer Rechtfertigung vor Gott nicht annimmt?“

Ich bemühe mich, zu beweisen, daß alle christlichen Tugenden nichts anderes als eine Frucht des Heiligen Geistes sind (Gal. 5, 22), der den Gläu-

bigen von Gott geschenkt ist (Eph. 1, 13), d. h. denen, die von ganzem Herzen Christum und dem durch ihn versöhnten Vater angehören (Joh. 1, 12. 13; Eph. 1, 5; 3, 15) und daß deshalb kein Fleisch sich vor Gott rühmen darf; denn aus Gnaden sind wir selig geworden durch die Erlösung Jesu, welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl (Röm. 3, 24; Eph. 2, 9).

Hier ist in Kürze der wesentliche Inhalt dessen, was ich den Menschen nach dem Maße meines Glaubens bezeuge (Röm. 12, 6), nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zunichte werde; „denn das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft“ (1. Kor. 1, 17. 18).

Antwort

des Oberpriesters Janischew vom 12. April 1880.

In dem Brief vom 9. April dieses Jahres legen Sie den hauptsächlichsten Inhalt Ihrer Predigten klar und drücken den Wunsch aus, daß er in den „Kirchennachrichten“ gedruckt werden möchte. Ich wäre gern bereit, Ihre Bitte zu erfüllen, wenn Ihre Lehre und die Art Ihrer Tätigkeit nicht Zweifel hervorrufen würden, ohne deren Erklärung der Abdruck Ihres Briefes in den „Kirchennachrichten“ nicht geeignet ist. Aus Liebe zu unserm Heiland können Sie es zweifellos nicht abschlagen, viele Leser des genannten Blattes zu beruhigen, indem Sie auf folgende zwei Fragen antworten:

1. Ihre evangelische Tätigkeit wird unter einer Bevölkerung getrieben, die schon ihre rechtgläubigen Hirten und Lehrer mit einem Erzbischof an

der Spitze hat. Ist es wahr, daß Sie diese Tätigkeit ohne den Segen, den Rat oder irgendeine Teilnahme dieser Vorsteher der Kirche begonnen haben und noch fortführen? Wenn es wahr ist, finden Sie wohl eine solche Art der Tätigkeit in der Mitte einer christlichen Gemeinde im Sinne der Lehre Christi und im Sinne der christlichen Nächstenliebe?

2. In den Bemerkungen, die Sie zur Auslegung Ihrer Lehre im Briefe des Herrn Popow machen, geben Sie, wie es scheint, offen zu, daß durch die Heiligen Sakramente der Gläubige der rettenden Gnade Gottes gewürdigt wird, und Sie erkennen die für ihn verbindliche Autorität der allgemeinen Kirche in Sachen des Verständnisses der von Gott geoffenbarten Wahrheit und der kirchlichen Einrichtungen an. Ist es so?

In Erwartung einer Antwort . . .

Brief Paschkows vom 30. April 1880.

In Ihrem Brief vom 26. April drücken Sie Ihre Bereitwilligkeit aus, Ihr Versprechen einzulösen und meinen Brief vom 9. April, in welchem ich den tatsächlichen Inhalt meiner Ansprachen über das Wort Gottes klarlegte, in den „Kirchennachrichten“ abzdrukken.

Dadurch ist der Grund beseitigt, der unsern Briefwechsel auf den Gegenstand dieser Ansprachen beschränkte, und obgleich ich nicht einsehe, daß die Fragen, die Sie in Ihrem Brief vom 12. April mir vorlegen, zu diesem Gegenstand in Beziehung stehen, bin ich doch bereit, Ihnen in Hochachtung Ihres Wunsches die erbetenen Antworten zu geben. Der Herr Jesus spricht: „Wer

nun mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater“ (Matth. 10, 32. 33) und: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ (Matth. 12, 30). Auf Grund dieses Wortes begann ich nach meiner Bekehrung zu Christus, von ihm zu zeugen, wenn ich Gelegenheit dazu fand, zuerst vor einzelnen, später in verschiedenen Kreisen. Ich glaubte, und darum redete ich (2. Kor. 6, 13), mich freuend, daß der Herr meine Lippen auftat, um seinen Namen zu verherrlichen. Ich erfülle bis heute diesen von ihm so bestimmt ausgesprochenen Willen und verkündige in dem jetzigen Zeitalter des Unglaubens und der Verneinung Gottes den Namen meines Heilandes Jesu Christi. Eine solche Art der Tätigkeit kann nur deshalb vielleicht als der Lehre Christi und der Liebe zum Nächsten widersprechend angesehen werden, weil, wie ich überzeugt bin, jeder Nichtgläubige im Sohne Gottes schon gerichtet ist, weil er das Leben nicht sieht, sondern der Zorn Gottes auf ihm ruht (Joh. 3, 18. 36).

Ich kann nicht anders, als die vom Herrn und seinen Aposteln eingesetzten Sakramente anzuerkennen; aber ich kann auch nicht anders, als von der Wahrheit des Wortes Gottes überzeugt zu sein, daß alle die eingesetzten Sakramente nur für die Gläubigen sind, und nur für diese haben sie den segensbringenden Wert, und sie verwandeln sich in Gericht für alle, die unwürdig, d. h. ohne Glauben, zu diesen Sakramenten hinzutreten (1. Kor. 11, 29).

Die Kirche des lebendigen Gottes ist ein Pfeiler und eine Grundfeste der Wahrheit (1. Tim. 3, 15), sie ist der Leib Christi (1. Kor. 12, 27), der aus lebendigen Gliedern besteht. Hierzu gehören alle, die an Christus glauben, die von ihm erkaufte sind, ihm angehören und ihn lieben. Unter diesen Gliedern sind solche, die jetzt noch leben, und andere, die der Herr noch in Zukunft mit seinem Leibe vereinigen wird. Es ist unmöglich, die Autorität der Kirche Christi nicht anzuerkennen; ich danke meinem Gott und meinem Heiland, daß ich zu denen gehören darf, die zu seiner Kirche gehören, in der ihrer etliche zu Aposteln gesetzt sind, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werk des Dienstes, dadurch der Leib Christi erbaut werde, bis daß wir alle hinkommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes . . . (Eph. 4, 11—13). Ich kann und will nicht leugnen, daß diese besonderen Gaben des Heiligen Geistes seinen Auserwählten zum Dienste gegeben werden.

Meine Antworten sind nur durch Ihren ausdrücklichen Wunsch hervorgerufen, und ich sehe zu meinem Bedauern, daß Sie durch dieselben weder in bezug auf die Form noch die Genauigkeit der Darlegung ganz befriedigt sein werden; aber ich versicherte Ihnen schon einmal, daß ich nur schwache Kenntnisse besitze, und Sie erwarten deshalb von mir wohl nur eine aufrichtige Darlegung meines Glaubens in bezug auf die Dinge, über die jeder Christ sich Rechenschaft geben muß.

Je mehr ich darüber nachdenke, inwieweit meine

Antwort auf die mir von Ihnen gestellten Fragen Ihnen helfen könnte, genauer in den tatsächlichen Inhalt einzudringen, desto mehr kann ich nicht begreifen, daß Sie nicht schon aus meinem Brief vom 9. April ersehen haben, daß ich in meinen Ansprachen solche Fragen nicht berühre; und obgleich ich es für möglich halte, Ihnen eine bestimmte Antwort zu geben, halte ich mich doch nicht für berufen, mich hierüber weiter auseinanderzusetzen, da eine solche Auseinandersetzung nicht dem Ziel meiner christlichen Predigten entspricht. Sie gehört in das Gebiet der Lehre, mit dem ich mich in meinen Ansprachen nicht beschäftige. Ich beschränke mich darauf, auf die verderbenbringenden Folgen der Sünde hinzuweisen und auf den Ruf zum Heiland, zu unserm Herrn Jesus Christus. Ich nehme an, daß ich damit meine Schuldigkeit meinem Heiland, seiner heiligen Kirche und meinen Nächsten gegenüber erfülle, von denen in unserer Zeit viele sich zu lügenhaften und verderbenbringenden Irrlehren hinwenden.

Zum Schluß erlaube ich mir, Sie zu bitten, unsern ganzen Briefwechsel in Ihren „Kirchennachrichten“ abdrucken zu lassen, damit Ihre Leser verstehen, wodurch meine vorhergehenden Erklärungen hervorgerufen wurden. Wenn Sie jedoch glauben, daß es nicht möglich ist, Ihre Briefe in den „Kirchennachrichten“ zu veröffentlichen, so bitte ich Sie, auch meine Briefe nicht abzudrucken.

Verbleibe auch fernerhin . . .

Nachwort

Am 9. November 1933 wurde Graf Modest M. Korff im Alter von 91 Jahren in die obere Heimat abgerufen. Damit brach für das an Segen reiche, im Dienst unermüdliche und im Kampf bewährte Leben des Grafen der große Feierabend an. Er darf schauen, was er geglaubt hat. Man kann über das Leben dieses Gottesknechtes das Psalmwort setzen: „Der Gerechte sproßt wie ein Palmbaum, wächst hoch wie eine Zeder auf dem Libanon. Gepflanzt im Hause des Herrn, sprossen sie in den Vorhöfen unseres Gottes. Noch im Alter tragen sie Frucht, sind kraftvoll und frisch, zu verkündigen, wie treu der Herr ist, mein Fels, an dem kein Unrecht ist“ (Ps. 92, 13—16).

Mit der Liebe und steten Fröhlichkeit eines seines ewigen Heils gewissen Christen hat der Graf während seines Wanderlebens in der Fremde, besonders in der Schweiz, am Genfer See, im Berner Oberland und in andern Gegenden in seiner stillen und doch eindringlichen Art das Evangelium weiterverkündigt. Konnte er zuletzt auch nicht mehr an größeren Versammlungen teilnehmen, so hat er doch in kleineren Kreisen durch seine schlichten und inhaltsvollen Bibelstunden in unermüdlicher Treue gedient.

Durch die Zeitereignisse verlor der Graf auch den größten Teil seines Vermögens und führte ein Leben des Glaubens. Hatte er früher in kaiserlichen Palästen und vornehmen Schlössern in Reichtum und Glanz gelebt, ohne Befriedigung in den Dingen dieser Welt zu finden, so erwies sich

in seinem ferneren Leben, daß man in einfacher Umgebung in Abhängigkeit von Gott und der Liebe der Mitmenschen ohne große Besitztümer unendlich viel reicher sein kann. Der Graf verließ alles um Christi willen und fand mehr, als er verlassen hatte. Wer ihn in den letzten Jahren in seinem Zimmer aufsuchen durfte, empfing einen tiefen Eindruck von dem großen Frieden und der innigen Freude, die alle seine Gespräche und Gebete durchglühten. Und bis zum letzten Atemzuge galt sein Dienst der Rettung anderer. Im letzten Jahre wurde er durch einen Oberschenkelbruch ganz an sein Zimmer gebunden. Als er sich von diesem schweren Krankenlager erholt hatte, blieb er sehr auf die Hilfe einer Pflegerin angewiesen. Aber auch das Krankenzimmer war ein Ort des Friedens und des Lobes. Freunde wollten ihn für den Winter 1933 nach Basel holen, um ihn zu pflegen. Sie wußten und glaubten nicht, daß sie ihn zum Sterben holten. Als er im Auto nach Basel fuhr, erkrankte der Graf ganz plötzlich an Herzschwäche und durfte ohne Kampf die Augen schließen.

Seine Freunde und Angehörigen gaben ihm das letzte Geleit. Als man die Tochter des Grafen, Gräfin Wera, fragte, welchen Text sie für die Grabrede wünschte, äußerte sie: „O, Papa hat so gern das teure Blut Christi gerühmt!“ —

Unsere Zeit in ihrem ernstesten Ringen braucht Zeugen, lebendige Zeugen einer ewigen Kraft. Das schlichte Lebensbild des Grafen offenbart uns das Geheimnis eines Christen, dessen Leben ein Zeugnis war. Er kämpfte nicht gegen seine Regierung, er widersetzte sich nicht gegen seine

Verbannung, er griff nicht seine irregeleiteten Brüder in der Staatskirche an; aber er zeugte von einem lebendigen Heiland, der ihn aus seinen Sünden erlöste. Dies ist und bleibt die Botschaft, die wir Menschen brauchen. Wo sie verkündigt wird, da bricht das Leben hervor. Zeugen wollen wir sein und rühmen das teure Blut Christi. Das möge der Leser dieses Buches aus dem schlichten Bericht einer großen Gnadenzeit lernen.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

- | Band | Band |
|--|---|
| 1 E. Senf: Friedrich von Bodelschwingh . Der Vater des Bethel-Werkes. | 29/30 A. Pagel: Ludwig Hofacker . Gottes Kraft in einem Schwachen. |
| 2 W. Busch: Pastor Wilhelm Busch . Ein fröhlicher Christ. | 31/32 A. Pagel: Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach . Drei Frauen im Dienste Jesu. |
| 3 A. Münch: Johann Christoph Blumhardt . Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes. | 33/34 C. H. Kurz: Johann Friedrich Oberlin . Der Patriarch des Steintals. |
| 4 F. Seebaß: Carl Hilty . Jurist, Historiker und Christ. | 35/36 C. H. Kurz: Franziskus von Assisi . Der Herold des großen Königs. |
| 5 E. Bunke: Samuel Keller . Gottes Werk und Werkzeug. | 37 E. Bunke: C. H. Spurgeon . Prediger von Gottes Gnade. |
| 6 M. Wurmb von Zink: Was ich mit Jesus erlebte . | 38 W. Michaelis: Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums . |
| 7/8 F. Seebaß: Matthias Claudius . Der Wandsbecker Bote. | 39 O. Eberhard: Johann Heinrich Pestalozzi . Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. |
| 9/10 F. Seebaß: Mathilda Wrede . Die Freundin der Gefangenen und Armen. | 40 F. Rudersdorf: J. Hudson Taylor . Sein Werk und seine Missionsmethoden. |
| 11 M. Spörlin: Heinrich Jung-Stilling . Wanderer an Gottes Hand. | 41/42 E. Bunke: Carl Heinrich Rappard . Ein Zeuge Jesu Christi. |
| 12/13 F. Seebaß: Paul Gerhardt . Der Sänger der evang. Christenheit. | 43/44 A. Hauge: Hans Nielsen Hauge . Der Apostel Norwegens. |
| 14 F. Seebaß: Johann Sebastian Bach . Der Thomaskantor. | 45 G. Geiß: Johann Albrecht Bengel . Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch. |
| 15 A. Roth: Eva von Tiele-Winckler . Die Mutter der Vereinsamten. | 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: Friedrich Braun . Ein Baumeister Gottes im Schwabenland. |
| 16/17 A. Pagel: Otto Funcke . Ein echter Mensch — ein ganzer Christ. | 48 G. Geiß: Dwight L. Moody . Vom Kaufmann zum Evangelisten. |
| 18/19 C. H. Kurz: Toyohiko Kagawa . Der Samurai Jesu Christi. | 49/50 F. Seebaß: Friedrich Christoph Oetinger . Denker und Seelsorger. |
| 20 E. Bunke: Curt von Knobelsdorff . Der Herold des Blauen Kreuzes. | 51/52 F. Seebaß: Karl Büchsel . Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen. |
| 21 H. Petri: Henriette von Seckendorff . Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. | 53/54 J. Weber: Peter Weber . Was eine kleine Kraft vermag. |
| 22/23 A. Pagel: Jakob Gerhard Engels . Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. | 55/56 H. Bruns: Minna Popken . Eine Ärztin unter Christus. |
| 24 J. Weber: Elias Schrenk . Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. | 57/58 H. Bruns: Ernst Modersohn . Ein auserwähltes Werkzeug Gottes. |
| 25/26 A. Jung-Hauser: Markus Hauser . Ein Hoffnungsleben. | 59/60 A. Pagel: Alfred Christlieb . Beter und Schriftforscher. |
| 27/28 F. Seebaß: Ludwig Richter . Künstler und Christ. | |

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 61 W. Dicke: **Anna von Borries**. Die Helferinnen der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: **Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths**. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: **Traugott Hahn**. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: **Johannes Wesley**. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: **Georg Müller**. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: **Alexander Vömel**. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: **Thomas John Barnardo**. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: **Johann Georg Hamann**. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer - Lindner: **Joseph Simsa**. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: **Jakob Vetter**. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: **Johann Heinrich Volkening** und die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: **Ludwig Nommensen**. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: **Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub**. Zwei Frühvollendete.
- 81/82 H. Bruns: **Philipp Jakob Spener**. Ein Reformator nach der Reformation.

Band

- 83 H. Bruns: **Pandita Ramabai**. Eine indische Christusjüngerin.
- 84/85 C. H. Kurz: **Nicolaus Ludwig Zinzendorf**. Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: **Johannes Seitz**. Ein Kämpfer apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: **Amalie Sieveking**. Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: **Johann Arndt**. Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt - König: **Eduard Graf von Pückler**. Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: **Fritz Binde**. Ein Evangelist v. Gottes Gnaden.
- 94/95 A. Pagel: **Gerhard Tersteegen**. Ein Leben in der Gegenwart Gottes.
- 96/97 E. Bunke: **Johann Hinrich Wichern**. Der Vater der Inneren Mission.
- 98/99 **Bruder Fritz** (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes.
- 100 W. Landgrebe: **Der Heißdampf - Schmidt** (Wilhelm Schmidt). Erfinder u. Christ.
- 101/102 H. Lokies: **Johannes Gofner**. Ein Mann des Glaubens und der Liebe.
- 103/104 F. Rudersdorf: **Dora Rappard**. Die Mutter von St. Chrischona.
- 105/106 F. Seebaß: **Martin Luther**. Der Mensch und der Reformator.
- 107 C. H. Kurz: **Johan Hus**. Ein Vorkämpfer d. Reformation.
- 108/109 M. M. Korff: **Am Zarenhof**.

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ersten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden ist.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blicherweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“